H E I M A T K U N D L I C H E

B E I L A G E
ZUM AMTSBLATT DER BEZIRKSHAUPTMANNSCHAFT SCHEIBBS

Nr. 1 J ä n n e r 197o 6. Jhrg.

Fünf Jahre HEIMATKUNDLICHE BEILAGE zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Scheibbs

(Franz Ressl, Purgstall)

Mit Nr. 12/1969 hat die Heimatkundliche Beilage ihren fünfjährigen Bestand vollendet und man kann zurückblickend mit Befriedigung feststellen, daß in diesen 5 Jahren Beiträge aus fast allen Wissensgebieten der Heimatforschung zur Veröffentlichung gelangten. Daß die Themenwahl mannigfaltig und den Jahreszeiten entsprechend erfolgte, ist nicht nur ein Verdienst der einzelnen Autoren, sondern in erster Linie das gestaltungstechnische Ergebnis der Schriftleitung, die die Heimatkundliche Beilage zu dem machte, was sie heute ist: Informationsblatt über naturgeschichtliche, historische und kulturelle Vorgänge im Bezirk Scheibbs.

Als vor mehr als 5 Jahren ein Rundschreiben der Bezirkshauptmannschaft an alle Lehrer und Heimatforscher gesandt und darin zur Mitarbeit und Gestaltung der Heimatkundlichen Beilage aufgerufen wurde, erklärten sich 14 Personen bereit, daran mitzuarbeiten (siehe Heimatkundliche Beilage Nr. 1/1965, Seite 1). Von diesen 14 Personen haben aber in den vergangenen 5 Jahren nur 1o tatsächlich "mitgewirkt", das heißt auch der Rest ist auf 8 zusammengeschmolzen, weil die "Arbeiten" von 2 "Verfassern" einerseits ein Plagiat (Nr. 3/1965), andererseits eine kommentarlose Wiedergabe (Abschrift) einer Urkunde (2/3/4/1967) darstellen. Demgegenüber haben 12 weitere, in Nr. 1/1965 nicht genannte Autoren die Heimatkundliche Beilage mit ihren Arbeiten bereichert. Unter diesen seien besonders die gründlichst erarbeiteten Ergebnisse von K. KRAUSHOFER hervorgehoben.

Betrachten wir nun das entsprechend der geringen Autorenzahl noch nicht ganz bunte Mosaik der Arbeiten, können wir feststellen, daß neben wirklicher Forschungsarbeit Vieles aus älterer bzw. neuerer Literatur übernommen, ausgebaut oder kritisiert wurde. Es liegt ja in der Natur der Forschung, an bereits bekannten Tatsachen und Theorien weiterzuarbeiten, neue Erkenntnisse sinnvoll einzubauen, Überholtes kritisch zu prüfen und eventuell auftretende Fehler (solche unterlaufen auch den gewissenhaftesten Forschern) aufzuzeigen. Falsch ist es, Beobachtungen oder Wahrnehmungen fachlich ungeschulter Personen leichtgläubig als bare Münze zu werten und kritiklos zu publizieren, wie dies mehrmals durch einen sonst gewissenhaften Autoren geschah. Ich erinnere nur an einige wie z.B. "Ein Marderhund gesichtet" in Nr. 5/1965 (der Marderhund oder Enok erweitert zwar sein Wohnareal nach Westen, es liegen aber derzeit noch keine stichhältigen Nachweise aus Österreich vor) oder an "Die Zauberwurzel Alraune" in Nr. 2/1966 (der Alraun oder Mandragora soll früher bis Südtirol und in die Südschweiz gefunden worden sein; bei uns wildwachsend nie vorgekommen). Auch der in Nr. 4/1969 erschienene Beitrag "Prähistorische Funde aus der älteren Steinzeit" darf nicht als bindend aufgefaßt werden, weil es aus meteorologischen Gründen unwahrscheinlich ist, daß in unserem Raum der Altsteinzeitmensch siedelte (die beschriebenen Stücke finden in Purgstall Parallelen - sie alle stammen aber

entsprechend der Begleitfunde höchstwahrscheinlich aus der Jungsteinzeit).

Die hier zum Ausdruck gebrachte Kritik ist notwendig, um die Heimatkundliche Beilage nicht zum Gespött derer zu machen, die von den Dingen etwas verstehen. Die objektive Berichterstattung in der Heimatkundlichen Beilage soll nicht (Wie es heute allgemein üblich) mit unwahren Sensationsmeldungen aufwarten, sondern Tatsachen und deren nüchternen Deutungen bringen. Daß aber gerade nüchterne Deutungen, welche zähe Forschungsarbeit voraussetzen nicht immer Gefallen in der breiten Öffentlichkeit finden, beweisen die unumstritten besten Arbeiten von A.M. WOLFRAM. Obzwar mit seiner in Nr. 6/1965 begonnenen Fortsetzungsserie über die Wehr- und Schloßbauten des Bezirkes Scheibbs Forschungsergebnisse freigegeben wurden, um die uns die Nachbarbezirke beneiden, so finden sie doch im eigenen Heimatbezirk nicht immer die gebührende Anerkennung. "Die Scheibbser Burgnachrichten", wie auf Grund dieser Arbeiten die Heimatkundliche Beilage oftmals spöttelnd genannt wird, beweist, daß es da und dort an nötigem Verständnis mangelt. Die spärlichen Diskussionen zeigen weiters, daß nur eine geringe Leserschaft wirklich kritisch (anerkennend oder ablehnend) über die Heimatkundliche Beilage urteilt; manche werfen sie ungelesen fort. Es gibt aber auch "Kritiker", die behaupten, die Heimatkundliche Beilage sei deswegen unnötig, weil über alle Dinge schon in den Heimatbüchern berichtet worden sei; es beweist dies, daß jene Menschen mit unseren wenig vorhandenen Heimatbüchern gar nicht vertraut sind, deren Inhalt also ebensowenig kennen wie die Berichte in der Heimatkundlichen Beilage. Sogar unter den Verfassern gibt es solche, welche die Arbeiten ihrer Kollegen gar nicht lesen, wie dies durch die Doppelveröffentlichungen über den Ginkgobaum in Nr. 8/1967, 1 und 2/1969 dokumentiert wird. In Nr. 12/1969 erschien von mir ein Beitrag (Bemerkungen zur Insektenfauna des Fischteiches in Feichsen), der bereits in Nr. 4/1969 (Seite 19-2o) veröffentlicht wurde; es unterlaufen also auch der Schriftleitung Fehler, die, obwohl störend, so doch belanglos sind.

Um solche "Schönheitsfehler" hintanzuhalten, wäre es notwendig (begrüßenswert), wenn von Zeit zu Zeit ein Inhaltsverzeichnis (Themen- und Autorenverzeichnis) veröffentlicht würde. Dient ein solches doch nicht nur zur besseren Auffindung der Fachthemen, sondern es vermittelt auch einen Überblick der geleisteten Arbeit.

Stellen die in den letzten 5 Jahren veröffentlichten Beiträge- was die Tätigkeit der einzelnen Autoren betrifft - deswegen noch ein sehr einseitiges Bild dar, weil zwei Drittel (67 %) des Publikationsumfanges von KRAUSHOFER, WOLFRAM und mir bestritten wurde (KRAUSHOFER: 13.9 %, WOLFRAM: 21.4 %, RESSL: 31.7 %, die übrigen 19 Verfasser und die Schriftleitung: 33 %), so ist zu hoffen, daß sich in Zukunft mehr Heimatkundler an der Gestaltung des Blattes beteiligen. Speziell die Lehrerschaft, in früheren Zeiten hervorragend in der Heimatforschung tätig, sollte wieder zu dem werden, was sie einst war: Bildner und Forscher. Derzeit gehören kaum die Hälfte der Autoren der Lehrerschaft an.

Trotz der aufgezeigten Mängel kann zusammenfassend festgehalten werden, daß sich die Heimatkundliche Beilage in den verflossenen 5 Jahren gut eingeführt hat, daß sich der Interessentenkreis erweitert hat und daß in volksbildnerischer Hinsicht zumindest erreicht wurde, daß in bescheidenem Maße mitgearbeitet wird.

Möge die Heimatkundliche Beilage in der zweiten Hälfte ihres Bestandsdezenniums weiter ausgebaut und einem größeren Leserkreis zugeführt werden. Vielfältige Berichte aus allen Forschungsgebieten würden das Interesse der Bevölkerung heben, wozu aber mehr Mitarbeiter notwendig wären. Es dürfte doch nicht schwer fallen, auch im Zeitalter der Massenmedien (Vermassung) selbständig (!) denkende Menschen für die Heimatforschung im Bezirk Scheibbs zu gewinnen.

Die Wehr- und Schloßbauten des Bezirkes Scheibbs.
(A.M.Wolfram)

Der Tabor und die Burg von Randegg.

Wie Verfasser zu Beginn der Reihe: Die Wehr- und Schloßbauten des Bezirkes Scheibbs bemerkt, sollen "die in der Literatur bereits behandelten Denkmäler jeweils nur kurz gestreift werden". Da nun Tabor und Burg von Randegg schon mehrfach Beachtung gefunden, mögen hier einige Hinweise genügen!
Vinzenz Poetsch, Chronik des Marktes Randegg (1895), S.11 f, (wörtlich wieder abgedruckt in der Festschrift der Marktgemeinde Randegg zur 750-Jahrfeier (1954), S. 21), schreibt zum Tabor: "Der Name jenes Hügels ist ... keltischen Ursprunges und bedeutet "Opferberg" (dabh-or = Opferberg, nach Obermüller, Kelt. Wörterbuch, II, 751) ... Dieser Opferberg ist noch sehr gut erhalten ... und ist ein Kegelstutz von einem Ringwall umgeben ..." Und unter Berufung auf Poetsch führt auch Dr. Anton Kerschbaumer den Tabor in Wahrzeichen Niederösterreichs (1899), S.3, als keltisch-heidnischen Opferberg an.
Stefan Denk wieder vertritt in Ur- und frühgeschichtliche Funde im Erlauf-Gebiet (1953), S.49 die Meinung, "daß es sich (bei dem Tabor) um einen tadellos erhaltenen Großgrabbau aus der Hallstattzeit , möglicherweise in Verbindung mit einer Kultstätte oder auch einer Fluchtstelle" handelt, und in Das Erlaufgebiet in ur- und frühgeschichtlicher Zeit (1962), S.193 schreibt er abermals:" Als der Verfasser den Hügelaufsatz auf dem Randegger Tabor im September 1951 erstmals kritisch betrachtete, gewann er die Überzeugung, daß es sich hier um einen im wesentlichen ungestörten, tadellos erhaltenen Großgrabbau nach Art der Hallstattzeit, wahrscheinlich in Verbindung mit einer Kultstätte, handelt. In dieser Meinung wurde er später auch durch Dr. Hermann Vetters vom Österreichischen Archäologischen Institut bestärkt".
Dem gegenüber stellt Hans P. Schad'n, Die Hausberge und verwandte Wehranlagen in Niederösterreich (1953), S.122 f ganz klar und eindeutig fest, daß wir im Tabor eine alte Hausberganlage vor uns haben, die in Verbindung mit der Mauerfeste (der Burg Randegg), die "gleichfalls hausbergartige Formen" zeigt, gestanden. Siehe hiezu auch: Zum Problem der Bestandaufnahme der niederösterreichischen Wehrbauten und die Anlegung von Übersichtskarten (1949), S.157 vom gleichen Verfasser!
Auf Hans P. Schad'n stützt sich Franz Eppel, Die Eisenwurzen (1968). Wenn er aber S. 132 schreibt: "Am Ortsausgang (von Randegg) Richtung Euratsfeld neben einem Holzstadel Steintreppen aufwärts zum "Tabor", einem Hausberg 12./13.Jh. darauf kümmerliche Reste ehemaliger kleiner Burgbauten. Es folgt der tief eingeschnittene Halsgraben, eine ansehnliche Querrinne im Gelände, durch die man weiter aufwärts den Ort der ehemaligen Burg erreicht", dann verwechselt er Schloßkogel und Tabor!

Josef Scheiger, Über Burgen und Schlösser im Lande Österreich unter der Ens (1837), S.1o3, führt nur die Ruine Randegg, nicht aber den Tabor an. Und Felix Halmer, Karte der Wehr- und Schloßbauten in Niederösterreich einschließlich Burgenland (1948), S.87 verzeichnet ebenfalls nur eine verschwundene Burg in Randegg, (aber auch eine verschwundene Wehrkirche, die es dort niemals gegeben!) - Weitere Literatur zum Tabor und zur Burg von Randegg siehe bei Hans P. Schad'n a.o.O.! ---

Diesen Hinweisen sei noch einiges angeführt, was Verfasser selber erheben konnte:

Hans P.Schad'n erwähnt a.o.O. einen unterirdischen Gang, der Hausberg (Tabor) und Mauerschloß verbunden haben soll. - Neben diesem soll es jedoch noch drei weitere unterirdische Gänge zum Tabor gegeben haben. So erzählten mehrere Gewährsleute von Randegg dem Verfasser von einem unterirdischen Gang, der vom Weyhof zum Tabor geführt hätte. - Im Jänner 1954 berichtete der damalige Bezirksforstinspektor Ing. Krendlesberger dem Verfasser, daß beim Umbau des Hauses "Kirchleiten", Hochkogelberg Nr. 21, ein unterirdischer Gang bloßgelegt wurde, in den er selber etwa 2o Schritte weit eingedrungen. Die Leute hätten damals sofort erklärt: "Das ist der unterirdische Gang zum Tabor!", von dem sie offensichtlich aus der Überlieferung gewußt haben! - Und der Besitzer des Unterhofes versicherte dem Verfasser, daß auch von seinem Hofe ein unterirdischer Gang zum Tabor geführt habe; nach einem leichten Schneefall lasse sich sein Verlauf gut verfolgen, da über diesem Gang der Schnee sofort wegschmelze.

Der Unterhof, Schliefau Nr. 15, muß übrigens, wie sein Name "Hofbauer" eindeutig aussagt, der Wirtschaftshof der Burg gewesen sein. Nach deren Verfall wurden anscheinend Gründe von dem Hofe abgetrennt und mit ihnen der Oberhof, Schliefau 16, neu bestiftet!

Die uns bereits bekannte "Stösselgeschichte", die eine untrügliche Leitsage zu einer alten Wehranlage ist, wurde dem Verfasser hinsichtlich des Tabors sogar in zwei Versionen berichtet. So wollte eine Reihe von Gewährsleuten aus Randegg wissen, daß einmal "ein Bauer vom Unterhof" auf dem Tabor ein Hag errichtet habe. Dabei sei der eiserne Stössel seiner Hand entglitten und im Erdboden, "in einem Hohlraum", in "einem unterirdischen Gang", in "einem Keller" verschwunden. Und Herr Ministerialrat Kleinwächter, der durch 4o Jahre seine Urlaube in Randegg verbracht, erzählte dem Verfasser im Sommer 1958: "Vor - (damals!) - 25 Jahren hat man auf dem Tabor ein Fest gefeiert und hiebei mehrere Fahnenmasten aufgestellt. Da ist nun eine der Fahnenstangen mitsamt der Fahne im Erdboden verschwunden. Es muß dort ein großer Hohlraum, ein unterirdisches Gewölbe sein!"

Fast alle vom Verfasser festgestellten alten Wehranlagen befinden sich, wie wir gesehen, auf einem aus einer Katastralgemeinde vorspringenden Geländekeil. So liegt auch der Tabor auf einem aus der Katastralgemeinde Randegg vorspringenden Geländekeil, der sich zwischen die Katastralgemeinden Hochkogelberg und Franzenreith hineinschiebt. Der Tabor ist von beiden KG-Grenzen genau je 2oo Schritte weit entfernt. Diese Grenzlage spricht ebenfalls eindeutig für eine Wehranlage auf dem Randegger Tabor!

"Der Ursprung des Wortes (Tabor) ist nicht völlig geklärt ... Ausgangspunkt der Bezeichnung "Tabor" war für unser Sprachgebiet jedenfalls der Name der böhmischen Stadt" (Tabor, welche die Hussiten 1419/2o angelegt haben). "Andererseits war aber um diese Zeit bereits das türkische "thâbûr" in der Bedeutung "Feldlager" ... weit verbreitet". (Hans P. Schad'n a.o.O., S 315). ...

In unserem Bezirke gibt es keinen zweiten Tabor. Wohl aber hat Säusenstein einen Tabor. Dieses gehört zwar nicht mehr zu unserem Bezirke, liegt uns aber doch so nahe, daß ein kurzer Hinweis auf den dortigen Tabor vielleicht auch unseren Lesern nicht unwillkommen sein wird.
G.E.Frieß schreibt in den Bl.f.Lds.Kd.f.N.Ö., 1876, S.17 f: "Böhmische und ungarische Söldner, welche das Land nördlich der Donau verheerten und in Gottsdorf einen Tabor errichtet hatten, setzten 1473 unter Jan Zelene von Schönau, einem der ersten Heerführer des Königs Matthias von Ungarn, über die Donau und errichteten einen Tabor auch zu Säusenstein, von wo aus sie die Umgebung von Ips mit Raub und Mord heimsuchten. Die Stände von Nieder- und Oberösterreich vereinigten sich auf einem Landtage zu Linz, rückten vor Säusenstein und machten dem Unwesen ein Ende." "Noch am 24. Oktober 1473 befielt Reinprecht von Wallsee den Bürgern von Freistadt, ihm Zuzug zu thun, um den Tabor von Säusenstein aus Feindeshand zu bringen, damit Mord, Raub, Brand und Aufschläge, womit die Feinde die Gegend daselbst verwüsteten, aufhören. Orig.Pap. im Archiv von Freistadt". Und Frieß fährt fort, daß Matthias Corvinus wenige Jahre später fast ganz Niederösterreich in seine Gewalt gebracht, daß er aber einige Städte nicht hätte einnehmen können, darunter auch Ybbs," ... obwohl die Ungarn den Tabor von Säusenstein wieder besetzt hatten. (Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg, VII,S.167)".
Der Tabor liegt unterhalb, westlich der Kirche von Säusenstein. Aus dem vom Kirchenhügel gegen die Donau zu vorspringenden Höhenrücken ist an seinem westlichen Ende ein regelmässiger Kegelstutz herausgeschnitten, der durch einen breiten, etwa 4-5 m tiefen Graben im Norden, Osten und Süden umfangen ist, während er im Westen steil zur Donau absinkt. Sein annähernd kreisrundes Plateau mißt etwa 15 m im Durchmesser. Zwischen Tabor und Kirche dehnt sich auf dem Höhenrücken aber noch ein rechteckiges Feld aus, das im Norden und Süden abfällt, während es im Osten anscheinend durch einen künstlichen Graben vom eigentlichen Kirchenhügel getrennt war.
Dem Tabor genau gegenüber sieht man auf diesem Felde, wenn es frisch gepflügt ist, einen schwarzen Fleck in der sonst braunen Erde, der an eine alte Hausstatt erinnert. Dieses Feld gleicht auffällig jenem Grundstück beim Burgstall von Frankenstein (und einem ähnlichen Grundstücke beim Schloßkogel von Ofenbach), auf welchem der befestigte Wirtschaftshof der Burg gestanden. Diese Tatsache, und da kaum anzunehmen ist, daß die Ungarn 1473, als sie den Tabor in Säusenstein errichteten, den Erdkegel aus dem (felsigen!) Höhenrücken erst mühsam herausgearbeitet, sprechen dafür, daß wir es beim Tabor von Säusenstein mit einer alten Hausberganlage zu tun haben, welche die Ungarn, als für ihre Zwecke sehr günstig, zu einem "Tabor" ausgebaut haben!
In Säusenstein ist heute noch eine alte Sage lebendig, nach welcher der Teufel einst "vom Kirchenberg aus" gewaltige Steinkugeln auf das ehemalige Zisterzienserkloster an der Donau geschleudert, um es zu vernichten, daß aber die Steinkugeln in die Donau gefallen, wo man sie heute noch bei niedrigem Wasserstande liegen sehen kann. Vielleicht geht diese Sage auf die verschwundene Burg zurück, von der aus die Mönche des Klosters dereinst bedrängt worden sein mögen!
Der Tabor von Säusenstein wurde bisher noch nirgends (als heute noch bestehend!) erwähnt und wird hier zum erstenmal beschrieben.

Die Türken- oder Schwedenmauer von Gaming.

Geht man auf der Landesstrasse, welche zwischen Kienberg und Gaming von der Erlauftalbundesstrasse abzweigt und über Predl (Brettl) nach Gresten führt, etwa 8oo Schritte weit in das Pockautal hinein, gelangt man zu einer Brücke, auf welcher die Straße den Pockaubach überquert. Und schon wenige Schritte später steht man vor der sogenannten Türken- oder Schwedenmauer, einer alten Talsperre, welche beiderseits der Straße in ungefähr nord-südlicher Richtung die Berghänge hinansteigt und hier an dieser engsten Stelle des Tales einst den Weg nach Gaming abgeriegelt hat. Die Mauer ist aus Fundsteinen aufgeführt, die Ecken sind aus behauenen Tuffquadern gefügt. Wie die Mauerkante der Südmauer erkennen läßt, war die Strasse selber durch ein Tor versperrt. Wie breit dieses Tor gewesen, ist nicht mehr auszumachen, weil die Kante der Nordmauer bereits fehlt, die Durchfahrt also später erweitert wurde. Die Mauer ist nur mehr teilweise erhalten. Sie war, soweit sie in der Talebene verlief, unten bis zu einer Höhe von ungefähr 3 m genau 9o cm stark, der obere Teil 7o cm. Auf der Innen-, d.i. der Gaminger-Seite hatte sie in 3 m Höhe eine 2o cm breite Mauerbank, welche dereinst vermutlich als Auflage für einen hölzernen Wehrgang diente. Die Mauer zeigt nämlich, in zwei Reihen übereinander, Schießscharten. Die untere Reihe verläuft in Brusthöhe über dem Erdboden, die obere in gleicher Höhe über der Mauerbank. Die Schießscharten sind jeweils in einen quadratischen Tuffsteinblock geschnitten und in die Mauer eingesetzt. Die Gesamthöhe der Mauer in der Talebene dürfte ungefähr 6 m betragen haben.

In dieser ihrer wohl ursprünglichen Höhe ist die Mauer nur mehr ein Stück südlich der Strasse erhalten, weil hier ein Stadel oder Schuppen an sie angebaut wurde, der heute zum nebenstehenden Gebäude der Bundesforstverwaltung Gaming gehört, die auch Eigentümerin der Mauer ist. Gleich anschliessend an den Schuppen fehlt ein etwa 3o Schritte langes Mauerstück und sie beginnt erst wieder, wo der Berg ansteigt, und zieht sich etwa 4o m weit hinauf. Oben findet sich als Abschluß ein kleines, viereckiges Kastell oder ein Turm. Das Mauerstück zwischen Taleben und Turm ist schon sehr schadhaft und kaum mehr als 2 m, nur stellenweise noch bis zu 3 m hoch. Der Turm weist eine Innenlänge von 28o cm und eine Innenbreite von 21o cm auf, seine Mauern sind 7o bis 8o cm stark und 3 m hoch und dürften, wie die Mauerkrone verrät, niemals höhergewesen sein. Das Gleiche gilt von dem vorerwähnten Mauerstück. Der Turm ist aussen, d.i. auf der Grestner-Seite, an die Mauer angebaut und weist unten ein gegen die Strasse blickendes Fenster auf. Von ihm aus konnte ein angreifender Feind an seiner Flanke beschossen werden.

Die Mauer zieht sich auch den Nordhang hinan, auch hier ist oben ein Turm aussen angebaut, der aber bereits teilweise zerstört ist. Diesen Turm scheinen die Schulbuben von Kienberg zu ihren Spielen zu benützen, denn ich sah innen spielerisch aufgeführte Mauern, zu welchen die Steine offensichtlich aus dem bestehenden Mauerwerk gebrochen wurden. Die Nordmauer übersetzt gleich zu ihrem Beginne den Pockaubach in einem aus Tuffsteinen gefügten Bogen von etwa 7-8 m Spannweite und steigt dann sofort, aber nur in einer Länge von rund 15 m, bis zu dem Eckturme an, ist also wesentlich kürzer als die Südmauer. Trotzdem liegen beide Türme in gleicher Höhe, da die Mauer im Norden viel steiler und unmittelbarer nach dem Bache ansteigt.

Fortsetzung folgt .

H E I M A T K U N D L I C H E
B E I L A G E
ZUM AMTSBLATT DER BEZIRKSHAUPTMANNSCHAFT SCHEIBBS

Nr.2 Februar 1970 6.Jhrg.

Der Hexenwahn

(Heinrich Kubicek, Petzenkirchen)

Schon viele Jahre liegt die Zeit der Aufklärung hinter uns, trotzdem scheint sie, wenn man verschiedene Zeitungsnotizen auch aus jüngster Zeit liest oder so manches Gespräch von Leuten anhört, für unsere Zeitgenossen noch nicht angebrochen zu sein. Erst Ende des 17.Jahrhunderts vereinzelten sich die Hexenverfolgungen allmählich ab, allerdings wurden immer noch im Zuge des 19.Jahrhunderts Hexen verbrannt. Für einen normalen Menschen ist es eine wahre Beschämung, daß so manche von unseren Vorfahren nicht samt und sonders gegen diesen verbreiteten Wahn auftraten. Eigentlich ist der Hexenwahn in unserer Zeit immer noch nicht ganz ausgestorben. Man hört zuweilen, daß irgendwo eine Unglückliche von empörten Dorfbewohnern als Hexe behandelt, verachtet oder sogar mißhandelt wurde. Sogar in Deutschland wurden in unserer Zeit Hexenprozesse von modernen Gerichten geführt. Unglückliche Menschen, die von verblendeten Leuten als Hexe verschrien wurden, mußten dagegen Gerichte in Anspruch nehmen. Ein stattgehabter Prozeß in Bamberg wirft ein grelles Licht auf den unausrottbaren in's finstere Mittelalter zurückreichenden Aberglauben. Angeklagt in dem Bamberger Prozess war der 25jährige Mechaniker Johann Vogel, der im Jahr 1960 das Haus der 64jährigen Elise Hahn in Flammen aufgehen ließ und versucht hat, die als Hexe geltende Frau zu töten. Dieser Fall steht keinesfalls vereinzelt da. Er beweist aber wieder, zu welchen verrückten Auswüchsen, Verblendung und Irrglauben der Mensch im 20.Jahrhundert noch fähig ist. Der Grundstock für den auch im Erwachsenen noch etwas lebendigen Aberglauben wird meist schon in frühester Kindheit gelegt. Wir brauchen aber gar nicht so weit gehen. Der Aberglaube lebt von den einfachsten Motiven heute so gut wie vor hunderten von Jahren. Der ganze Hexenglaube entbehrt doch jeder vernünftigen Grundlage. Man sieht doch deutlich, daß ein solcher Aberglaube sogar zu kriminellen Auswirkungen führen kann. Es genügte zuweilen schon, wenn ein Frauenzimmer rotes Haar oder grünliche Augen hatte, dazu noch eine feindlich gesinnte Person als Anzeiger, als Hexe bezeichnet zu werden.

Unter Hexen verstand man seinerzeit und vielleicht bei manchen Leuten heute noch jemanden, der sich mit dem Teufel verbündete, um auf diese Art außermenschliche Kräfte zu bekommen. Solchen Hexen wurden schon seinerzeit allerhand erdenkliche Schandtaten zugemutet. Der Glaube an Hexen ist doch uralt und kam wahrscheinlich von den alten Zauberern aus dem Orient zu uns und hat sich im Mittelalter zu einem wahren Hexenwahn gesteigert und verblendet heute noch so manchen leichtgläubigen Menschen. Der Hexenwahn war durch Jahrhunderte bei uns und auch anderwärts z.B. in Amerika verbreitet. Die Hexeninquisitionen fanden in unseren wie auch in protestantischen Gegenden statt. Das rechtfertigt natürlich niemanden und es bleibt sehr traurig, daß nicht allgemein gegen diesen Wahn aufgetreten wurde und daß sogar hochstehende Personen diesem Wahn zum Opfer fielen.

Die Hexenbeschuldigten wurden der sogenannten "Peinlichen Befragung" unterzogen d.h. einem Martyrium mit Folter ausgeliefert. Kein Wunder, daß die Gequälten alles zugaben, wessen man sie beschuldigte und noch viel dazugaben, was sie gar nicht gemacht haben in der Absicht, von den Qualen erlöst zu werden. Die Geständigen wurden fast ausnahmslos auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die Güter der Verurteilten wurden auf dem Wege der Konfiskation oder ähnlicher Bezeichnung eingezogen. Die Inquisitoren und Richter nahmen eine beträchtliche Quote für sich. Auch die Denunzianten, Häscher und Scharfrichter wurden dabei besonders bedacht. Jeder andere Prozeß verlangte die Erhebung eines objektiven Tatbestandes und war an Gesetze gebunden. Die Zauberei und das Hexenwesen war aber ein "Crimen exceptum" also ein außerordentliches Verbrechen.

Sämtliche Hexenhingerichteten waren doch bestimmt ganz unschuldig und bloß ein Opfer irgendeiner feindlich gesinnten Person als Anzeiger.

Zum Glück hielt sich Österreich von den Greulen einer Hexenverfolgung ziemlich lange frei. In unseren Nachbarländern ging es in dieser Richtung viel grausamer zu. Allerdings haben sich auch bei uns und zwar in nächster Umgebung Hexenverfolgungen ereignet, die aber schon aus dem Gedächtnis entschwunden zu sein scheinen. Ein ziemlich krasser Fall ereignete sich im Jahre 1583 in Mank. Die bezughabenden Gerichtsakte sind noch vorhanden. Ein 16jähriges, unschuldiges Mädchen, Anna Schlutterbauer und ihre 70jährige Großmutter Elisabeth Plainacher wurden einem Martertod unterzogen. Das Mädchen litt an Krämpfen und galt in ihrer Umgebung als vom Teufel besessen, weshalb sie auf kaiserlichen und bischöflichen Hinweis vom Teufel befreit werden sollte. Das arme Mädchen wurde einer "Peinlichen Befragung" unterzogen und gab dabei an; gesehen zu haben, wie ihre Großmutter Teufeln als Fliegen in Gläsern aufbewahrte, mit Teufeln umging und böses Wetter machte. Auf Grund dessen wurde auch die Greisin hexenverdächtig und peinlich befragt. Elisabeth Plainacher stammte aus Lackenhof und übersiedelte im Zuge der Bauernwirren nach Mank. Die arme Greisin wurde trotz ihrer Beteuerung der Unschuld mit Steingewichtern auf einer Leiter gestreckt und dabei bekannte sie noch viel mehr, als ihr zur Last gelegt wurde. Angeblich ist ihr der Teufel als Zwirnknäuel und als Kätzchen erschienen und sie habe schon seit vielen Jahren böses Wetter für die Umgebung gemacht. Auch habe sie seit vielen Jahren dem Hexensabbat auf dem Ötscher beigewohnt. Die Orgien in der Walpurgisnacht habe sie mit Gleichgesinnten alljährlich besucht, die auf einer Schinderwiese bei Lackenhof abgehalten wurden. Der Stadtrichter aus St.Pölten hat anfangs beantragt, die Greisin als eine altersschwache Person in ein Versorgungshaus unterzubringen, er mußte sie aber, dazu genötigt, doch schließlich verurteilen, worauf sie zum Richtplatz gebracht, mit Stricken auf 2 Brettern an einen Pferdeschwanz gebunden und auf einer Gänseweidefläche zu Tode geschleift wurde. Ihr Leichnam wurde gleich an Ort und Stelle als Hexe verbrannt. Auch die unglückliche Schlutterbauer wurde nach einem Martyrium auf einem Scheiterhaufen verbrannt,

In Österreich wurden ab 1700 die Hexenverfolgungen etwas gemildert, aber dennoch wurden sie immer noch gelegentlich fortgesetzt. Eventuelle Hinrichtungen wurden ab da zumeist mit dem Schwert und nicht mehr mit lebend Verbrennung durchgeführt.

Schluß auf Seite 11

Die Wehr- und Schloßbauten des Bezirkes Scheibbs

(Alois M.Wolfram, Scheibbs)

Die Türken- oder Schwedenmauer von Gaming

Fortsetzung von Nr.1

Die Mauern sind z.T. derart mit Gestrüpp überwuchert, daß es für einen allein unmöglich ist, sie genau zu vermessen.

Wie schon erwähnt, ist zur Zeit der Nordturm durch die spielenden Kinder, neben ihm aber auch das Mauerstück über dem Bache am meisten vom Verfall bedroht. Es wäre wirklich mehr als schade,wenn diese Sperrmauer, die dem ganzen unteren Pockautale ein eigenartiges Gepräge gibt, nur aus bloßer Nachlässigkeit verfiele. Die Mauer steht niemanden im Wege, - soweit sie das anschließend an den Schuppen tat, ist sie ja bereits abgebrochen! --sie behindert in keiner Weise die Waldnutzung, ihre Erhaltung im gegenwärtigen Zustande und Säuberung von dem Strauchwerk dürfte kaum sehr kostspielig sein, sodaß es wirklich unverantwortlich wäre, wenn nicht das Wenige, zu ihrer Erhaltung Notwendige, geschähe! - - -

Über die Geschichte der Mauer ist nichts bekannt. Offiziell, wenn man so sagen darf, wird sie Türkenmauer genannt und man nimmt an, daß sie um 1529 anläßlich des ersten Türkeneinfalles erbaut wurde. Im Volksmunde wird sie aber Schwedenmauer genannt, weil sie angeblich zur Schwedenzeit errichtet worden ist.
Einige Schritte vor der Mauer, auf Gaminger Seite, steht an der Straße ein aus Tuffquadern gefügter Bildstock von etwa 250 cm Höhe, er mißt genau 1 m im Geviert und weist eine Spitzbogennische auf. Verfasser zweifelt nicht daran, daß der Bildstock zugleich mit der Sperrmauer errichtet wurde. Vermutlich wollte man in dem Heiligen, dessen Bild gewiss einst das Marterl in seiner Nische barg, den menschlichen auch einen himmlischen Wächter beigeben! - Die Spitzbogennische macht übrigens die Annahme, daß die Mauer um 1529 erbaut wurde, sehr wahrscheinlich.

Die Türken- oder Schwedenmauer wird von Dr.Anton Kerschbaumer, in Wahrzeichen Niederösterreichs (1899), S.11 als geschichtliches Wahrzeichen erwähnt.

Wo lag die Burg Ottos des Stainers?

Anton Steyerer (Commentarii pro historia Alberti II. Ducis Austriae, Lipsiae MDCCXXV.) bringt Sp.47 f den Wortlaut der Verkaufsurkunde, mit welcher der Lunzer See an die Kartause Gaming kam. Darinnen heißt es: "Ich Marchart der Preuhafen von Steyer, und ich Margret sein Haußfrau . . (bekennen hiemit) . . daß wir .. verkauft haben, unsern See zu Luntz, . . . als wir und unser vordern, Herrn Otto der alt Stainer, und Christian der Stainer den vorgenannten See, . . (besessen haben) . . Unsern gnädigen Herrn Herzog Albert ze Osterreich . . . und seiner Stifftung . . ze Gemnickh . . umb achthundert pfundt alter pfening Wiener Münze . . . Darüber so geben wir in disen brieff, . . . mit unsern Insigl, und mit Christians Insigl deß Stainer,. . . ze Wienne . . . dreyzehenhundert Jahr, darnach in dem vierzigisten Jahr am St.Georgen Tage."

Der von dem Verkäufer Marchart der Preuhafen erwähnte Vorbesitzer des Lunzer Sees, Otto der Stainer, ist der erste bekannte Inhaber des alten, landesfürstlichen Ritterlehens um den See, das später von den Kartäusern als "Lunzer Amt" verwaltet wurde, und heute noch unter dem gleichen Namen eine Rotte von Lunz bildet. Dieser Otto der Stainer muß einen Edelsitz, eine "Burg" gehabt haben! Wo lag diese Burg? - - -

Wandert man von Lunz her kommend die Seestraße entlang in Richtung Seehof, sieht man nach wenigen Schritten linker Hand das Bauernhaus Lunzamt Nr.25 etwas hinter einem Hügel versteckt liegen. Der Hügel wurde bei Anlage der Seestraße zum Teil abgesprengt und dürfte dereinst bis unmittelbar an den See herangereicht haben oder doch so nahe, daß nur ein schmaler Weg zwischen ihm und dem See verblieben ist. Der Name des Bauernhauses Nr.25 lautet im Grundbuche einfach "Stein", im Volksmunde "Steinbauer". Im ältesten Grundbuche der Kartause wird der Hof noch mit vollem Namen "Bei dem Stain" und im kleinen Grundbuch von 1625 "Hofstatt am Stain beim See" genannt; er eignete damals einem Mathias Taferner. Mit dem gleichen Namen "Am Stain" und dem gleichen Besitzer führt ihn auch das: Raißbuch Durch daß Gaminger: Luntzer: Jesnitzer: und Puchberger: Ambt, Geiaid= Vorst= Schmaltz= Haber= und Pfeningdienst Item der Herrschafft grundtrain Betreffende Anna 1625 zum Jahre 1628 an. Und "am Stain, gelegen oberhalb des grossen Sees" wird der Hof in einer Urkunde vom 6.3.1582 bezeichnet, nach welcher der Prior von Gaming die dem Kloster anheimgefallene Behausung an Ruprecht Prederecker verkauft hat. (E.Stepan, Das Ybbstal, 2,115 ff).

Schon der Name "Stein" allein sagt eindeutig aus, daß der Hof dereinst in der Nähe eines "Steines" = einer Burg gelegen sein muß. Der alte Name "bei dem Stain" läßt aber darüber gar keinen Zweifel mehr aufkommen. Dieser Stein, d.i. diese Burg dürfte nun auf dem oberwähnten Hügel, d.h. vor allem auf dem abgetragenen Teil desselben, der bis zum See hinreichte, gelegen sein. Sie könnte aber auch auf der nahen sog."Steinbauernhöh" bestanden haben, auf der sich heute ein großes Holzkreuz erhebt. Verfasser konnte nämlich im Mai 1969 in Lunz eine Sage aufzeichnen, welche auf die verschwundene Burg hinzuweisen scheint:

"Auf der Steinbauernhöh ist, aber ein Stück weiter in den See hinaus, ein Bauernhaus gestanden. Einmal hat der Bauer am Karsamstag geackert. Wie die Leute zur Auferstehungsfeier gangen sind, haben sie zu dem Bauern gesagt, er solle doch aufhören mit dem Ackern, an so einem heiligen Tage arbeite man nicht; er solle lieber auch mit zur Auferstehungsfeier gehen. Der Mann hat aber nicht auf die Mahnung gehört und hat weiter geackert. Wie dann die Leute nach der Feier heimgangen sind, waren Bauer und Bauernhaus im See versunken. - Dort unter dem Kreuz auf der Steinbauernhöh ist der See 35 m tief und bei klarem Wasser soll man auf dem Grunde die Mauern des versunkenen Hauses sehen können." Soweit die Sage. Diese Sage brachte bereits Ed.Frieß in Unsere Heimat, Neue Folge, I.Jg.Heft 4 S.114 in einer anderen Version, nach welcher das frevlerische Pflügen an einem Karfreitag stattgefunden. (Frieß hat die Sage im N.Ö.Landesarchiv in einem heimatkundlichen Fragebogen der N.Ö.Landessammlung von 1926 ff gefunden.)

Fortsetzung folgt.

Fortsetzung von Seite 8

Beigefügt wird, daß am 23.7.1728 in Ungarn 6 angebliche Hexen bzw. Hexer, darunter ein 86jähriger Greis, auf Scheiterhaufen lebendig verbrannt wurden.

Erst unter Maria Theresia wurde die neue, peinliche Gerichtsordnung außer Kraft gesetzt. Bis dahin galt in Österreich der Glaube an die Tatsächlichkeit der Hexerei und diese wurde auch kirchlich anerkannt. Die Verfolgung der Hexerei wurde durchwegs zu Recht angesehen. Allein wenn man auch prinzipiell ein eventuelles Verfahren gegen Hexerei aufrecht hielt, so enthielt man sich einer Bestrafung durch den Tod. Mit der Aufhebung der Prozessordnung im Jahre 1740 verfügte die Kaiserin, daß sämtliche Hexenprozesse zur Entscheidung vorgelegt werden müssen. Ferner ordnete sie an, wenn ein Fall einer Hexerei oder dgl. vorkommt, es der politischen Instanz und einem vernünftigen Physikus angezeigt werden muß.

Man hätte nun erwarten können, daß damit dem Hexenwahn ein Ende gemacht wäre, doch es war leider nicht durchgreifend der Fall. Es kamen immer noch Hexenprozesse vor. Noch im Jahr 1747 wurden 6 angebliche Hexen in Württemberg hingerichtet. In Bayern dauerte die Herrschaft des Aberglaubens bis 1799. Fast jedes Kloster hatte seinen Hexenpater bei dem man Rat und Schutzmittel zu holen pflegte. Es waren die sogenannten Lukaszettel. In anderen Ländern dauerten die Hexenprozesse noch länger. In Frankreich in Mayenne wurde im Jahre 1807 ein armer Bettler wegen Hexerei verbrannt. In Mexico fanden sogar noch im Jahre 1860 in Comargo Hexenverbrennungen statt.

Die unheimlichen Hexenkünste sind dem Hexenglauben nach am ausgeprägtesten und wirksamsten in der Walpurgis-, Oster- und Johannisnacht, in den Rauhnächten und am Georgs- und Andreastag.

Abschließend sei noch bemerkt, daß die seinerzeitigen Hexensalben vorwiegend aus Mutterkorn, jene pilzähnliche Absonderung aus den Kornähren mit giftigem Bestandteil Ergotin und der Alraunwurzel, Mandragora officinalis, einer legendenumworbenen Pflanze mit dem Wirkstoff Hyoscyamin, die auch stellenweise am Erlauffluß ufer vorkommt, hergestellt wurde.

Über den Safran und einige andere orientalische Dinge im Spiegel der Etymologie

(Franz Ressl, Purgstall)

In Nr.3/1967 der Heimatkundlichen Beilage hat Frau Dr.F.WAWRIK über unsere "wildwachsenden" Safranarten berichtet und dabei auch den "echten" Safran erwähnt. Seine wirtschaftliche Bedeutung früherer Zeiten nur streifend, nennt WAWRIK, was den Anbau von Safran in unserem Bezirk (unteres Erlaftal) betrifft, lediglich die "Safranpoint" in Scheibbs.

Es werden aber in der Literatur noch einige andere Orte genannt, wo Safranbau betrieben wurde bzw. worden sein soll. So berichtet SCHACHINGER (1912), daß in Purgstall das Feld, auf dem die Häuser der Heidegassen stehen, einst die "Safranpoint" hieß (jetzt Safran-Gasse), ohne Zweifel deswegen so genannt, weil dort Safran gebaut wurde. SCHACHINGER schreibt weiters wörtlich: "Safranzehent mußten auch geben die Häuser: Nuster am Weg, Pögling, Hüttenberg, Brunn, Aigen und einige andere."

ABL (1954) berichtet: "Erloschen ist der Safranbau, der früher sehr im Schwange war, wie die Namen Safrangasse in Purgstall, Safranpoint in Scheibbs und Safen beweisen." ABL, der auch Safen von Safran ableitet, dürfte deswegen diese Meinung vertreten haben, weil es mundartlich "in der Safa" heißt, woraus später Mundartunkundige (ähnlich wie bei "Erlauf") "Saffen" prägten. Da aber in der Regel Fluß- und Bachnamen weitaus älter als Ortsnamen sind, ist es unwahrscheinlich, daß der Safenbach nach der dortigen "Safran-Siedlung"(?) benannt wurde. A.M.WOLFRAM hat sich ja in seinem Beitrag "Der Schloßkogel in Safen" in der Heimatkundl.Beilage Nr.4/1966 mit dem Ursprung des Namens Safen auseinandergesetzt und ist mit Hilfe Prof.Dr.O.LAMPRECHT's zu dem Schluß gekommen, daß Safen aus dem Slavischen kommt ("Sabniza" bzw. "Zabnica" d.h. "Froschbach").

Geht man nun dem Safran in historisch-pflanzengeographischer Hinsicht auf die Spur, so prägt sich bereits in der von ABL zitierten Sage das Ursprungsgebiet deutlich aus. Nach dieser Sage entsproß der Safran aus dem Blute, das dem angeschmiedeten Prometheus entquoll, der einmal den Menschen das Feuer gebracht hatte und zur Strafe dafür von den erzürnten Göttern qualvoll in den Kaukasus verbannt wurde.

Auch sprachgeschichtlich ist die Urheimat des Safrans nicht schwer zu erkennen. Das mittelhochdeutsche "sapharan", "saffran" aus italienisch "zafferano", das vom Arabischen "za'farân" herkommt, spiegelt das ursprünglich vorderasiatische Verbreitungsgebiet wider; die im nördlichen Kleinasien liegende Stadt, Safranbolu erhielt ihren Namen unzweifelhaft nach dem dort gemein vorkommenden Safran, wobei "Safran" vertürkisiert,heute verblüffend "deutsch" klingt.

Mit dem Aufblühen des Levantehandels wurde aber nicht nur der Safran, sondern auch andere wohlschmeckende und wohlriechende Gewürze nach Mitteleuropa gebracht, die linguistisch durch die Endung AN orientalisch klingen. Es sei nur an den Majoran, an den Thymian und an das Backwerk Marzipan erinnert (Marzipan ist ein feines, mit Rosen- oder Organgeblütenwasser aromatisiertes Backwerk aus gestoßenen Mandeln und Staubzucker). Letzteres soll nach volksetymologischer Deutung aus "Marci panis" = Markusbrot entstanden sein.

Im Tierreich begegnen wir gleichfalls solchen Namen mit der Endung AN. Der Fasan z.B., der in der Rasse des kaukasischen Jagdfasans schon seit rund 2000 Jahren als begehrtes Jagdwild in Europa beheimatet ist, lebte ursprünglich in einem weitaus kleineren Areal, das von den Küstenländern des Kaspischen Sees bis an die Südküste des Schwarzen Meeres reichte. Seinen Namen erhielt er nach jener Gegend, aus der er seine passive Ausbreitung angetreten hatte. Vom Flusse Rion, der von den Alten Phasis genannt wurde, stammt der wissenschaftliche (lateinische) Gattungsname Phasianus (heute in allen europäischen Sprachen vom griechischen Wort "phasis" entlehnt), von der Landschaft Kolchis oder Kolchien (feuchter Landstrich an der Südostküste des Schwarzen Meeres) der Artname colchicus. Das althochdeutsche "fasian", mit volksetymologischer Umdeutung "fasihôn", wurde im hohen Mittelalter noch einmal aus dem Französischen entlehnt und zwar aus dem Altfranzösischen "fasân" = mittelhochdeutsch "fasân".

Schluß folgt.

H E I M A T K U N D L I C H E
B E I L A G E
ZUM AMTSBLATT DER BEZIRKSHAUPTMANNSCHAFT SCHEIBBS

Nr.3 März 1970 6.Jhrg.

Volkskunst, Kunst und Kitsch

(Hubert Reßl, Scheibbs)

Durch das chaotische Gemenge von technischen Formen, Gestaltungen und kitschigen Produkten, das uns heutzutage ständig umgibt, ist unser Auge begreiflicherweise so abgestumpft, daß es immer schwieriger wird, wertvolle Dinge von kitschiger Mache zu unterscheiden. Die Bezirksleitung des NÖ.Bildungs- u.Heimatwerkes erblickt daher in der Geschmackbildung auf dem Gebiet der Bildenden Kunst mit all ihren Rand- und Teilgebieten wie z.B. Volkskunst, Hochkunst, Kunsthandwerk und Designing eine vordringliche Aufgabe der Gegenwart.

Dipl.Ing.Josef Patzelt weist in einem Aufsatz auf die rein wirtschaftliche Bedeutung dieses Problems hin: "Ein Volk, das Anspruch auf seine kulturelle Tradition erhebt, kann es sich nicht leisten, auf Geschmackbildung zu verzichten. Im Zeitalter der industriellen Fertigung, also der Abkehr davon, daß ein Handwerksmeister bei Anfertigung eines Gegenstandes gleichzeitig sein eigener Designer ist, kommt dem Schaffen von Formspezialisten hohe Bedeutung zu. Der Handwerker ist nur mehr Ausführender, die Industrie macht sich in der Regel nur Gedanken, wie die Herstellung am rationellsten ist, und der Konsument verlangt, was er sieht! Freilich könnte jemand hier einwerfen, daß unsere kitschigen Reiseandenken auch reißend abgesetzt werden."

Mit dem letzten Satz wird die Situation unserer einstmals so guten Volkskunst, die heute durch die fast grenzenlosen Möglichkeiten einer Serienfabrikation zum Handelsobjekt geworden ist, aufgezeigt. Was vordem aus schöpferischer Freude, aus Freude an handwerklicher Geschicklichkeit, unter Fortführung älteren Formengutes als Teil eines eigengesetzlichen Lebenskreises entstanden war, wird zum Objekt kommerzieller Geschäftigkeit, die sich kaum darum kümmert, daß echte Volkskunst nur in ihrer eigenen Umwelt zu bestehen vermag. Der buntbemalte Holzteller mit Enzian, Edelweiß, Abendrot am Alpensee und einem Gruß aus Österreich ist niemals Volkskunst!
Der Begriff "Volkskunst" bezieht sich nach einer Definition von Dr.Georg Reitter "auf Sachgüter mit bild =, sinnbild = und schmuckhafter Ausprägung aus den Händen überlieferungs- und gemeinschaftsgebundener Laiengestalter oder ländlicher Handwerker. Ihre Werke, fast durchwegs anonym, zeigen keinen Individual- und Zeitstil, gelegentliche Zeitformen der städtischen Hochkunst werden unbefangen verarbeitet und fügen sich zumeist harmonisch in den kraftvollen volkstümlichen Grundbestand ein."

Vergleiche zwischen Volkskunst und Hochkunst sind demnach in drei Hauptpunkten möglich: Volkskunst ist bodenständig, Hochkunst dagegen international; - während der Volkskunstschaffende unbekannt bleibt, trachtet der bildende Künstler über die lokale Bedeutung hinaus nach nationalem und internationalem Ruhm; - ist schließlich die Volkskunst durch ihre Verknüpfung mit dem Brauchtum des jeweiligen Lebenskreises auch ein Forschungsgebiet der Volkskunde, so repräsentiert die Bildende Kunst allgemeingültige Werte der Ästhetik.

Für C.Fiedler ist Kunst nicht Nachahmung, nicht Idealisierung, sondern Schaffen einer neuen Welt in steter Auseinandersetzung mit der umgebenden Wirklichkeit. Nicht dazu braucht der Mensch die Kunst, um sein Dasein zu verhübschen, sondern um ganz Mensch sein zu können. Nach Dr.Rembold ist ein wesentliches Kriterium echter Kunst Wahrhaftigkeit, ferner Originalität und schließlich Gestaltechtheit.

Alle diese Momente fehlen dem Kitsch. Er möchte gerne Kunst sein, kann es aber aus einem Mangel an menschlichen Werten nicht. Er bleibt bei Oberflächlichkeit, billiger Nachahmung oder Gestaltlosigkeit. Die steigende Nachfrage nach volkstümlichen Erzeugnissen hat z.B. in unseren Tagen zur Nachahmung alter Möbel und Gebrauchsgegenstände (oft mit künstlicher Patina!), zur Herstellung von Reliefbildern aus gepreßtem Kupfer oder anderen Serienfabrikaten aus Kunststoff geführt, um mit dem Verlangen eines bereits verbildeten Geschmacks, das der Bestand an Echtem nicht mehr befriedigen kann und will, ein leichtes Geschäft zu machen. Freilich spielt dabei auch die finanzielle Leistungsfähigkeit der Konsumenten eine Rolle, denn mit dem Anwachsen der Industrieproduktion steigt auch der Wert gediegener und geschmackvoller Handarbeit. Nicht jeder kann seine Wohnung zur Gänze mit künstlerisch hochwertiger Handarbeit einrichten wie z.B. eine Salzburger Akad. Malerin in Anif: Die staunenden Teilnehmer eines Kunstseminars wurden dort vor Jahren von alten bemalten Bauernmöbeln, handgewebten Möbelstoffen, handgezogenen Wachskerzen (als einzige Lichtquellen), einem kunstvoll gearbeiteten Wasserspeier, am meisten aber von bemalten Fliesen - einen Lebenszyklus darstellend - in der modern ausgestatteten Küche beeindruckt.

Dieses letzte Beispiel einer lebendigen Gestaltung der Umwelt läßt mit den anderen angeführten Fakten rückblickend erkennen, daß der Begriff des Echten in Handwerk, Volkskunst und Hochkunst mit dem Begriff des Menschlichen untrennbar verknüpft ist. Überall dort, wo in einem Material aus der umgebenden Natur die Hand des Menschen aus der Werkzeugspur spricht und der individuelle Ausdruck in der Formgebung seinen Niederschlag findet, erscheinen Echtes und Menschliches sogar identisch. In unserer modernen Industriegesellschaft bedeutet daher die Erhaltung des Echten auch eine Erhaltung des Menschlichen, das letzten Endes die einzigen Brücken von der Vergangenheit in die Zukunft ermöglicht. - Daß derartige Brücken vorhanden sind in der Wechselwirkung zwischen dem Kunstschaffen aller Völker und der Kunst unseres Jahrhunderts soll ein später folgender Artikel aufzeigen.

<u>Literaturhinweis:</u>

"Bildnerische Erziehung" (Österreichisches Fachblatt für Kunst- u. Werkerzieher)

Die Wehr- und Schloßbauten des Bezirkes Scheibbs

(Alois M.Wolfram, Scheibbs)

Fortsetzung von Nr.2

(Eine andere Variante der Sage bringen: Unser Heimatbezirk Scheibbs, Heimatkundliche Lesestoffe o.Jz. VIII/115 f und Heimatlesebuch für den Bezirk Scheibbs, Scheibbs 1962 S.253 f. Nach dieser Variante stand dort, wo sich heute der See ausbreitet, ein Bauernhaus, das durch herabstürzende Wassermassen begraben wurde, weil der Bauer am Sonntag während des Gottesdienstes gepflügt hat. Diese Sage will die Entstehung des Lunzer Sees erklären.)

Die Sage (in allen ihren Varianten) spricht von einem versunkenen Bauernhaus. Allein, wir erinnern uns an die Sage (Siehe Beilage vom Juli 1966!), nach welcher das "Schloß" im Filzmoos versunken ist, weil der Schloßherr seine Leute gezwungen hat, auch an Sonn- u. Feiertagen zu arbeiten. Diese Sage habe ich auch in einer zweiten Version in Gaming gehört: Nicht ein Schloß, sondern ein Bauernhaus soll im Filzmoos untergegangen sein, weil seine Bewohner in der Heiligen Nacht Karten gespielt, anstatt in die Christmette zu gehen.

Vermutlich gab es auch in Lunz eine zweite Version der Sage vom versunkenen Hause, nach welcher dieses nicht ein Bauernhaus, sondern eine Burg gewesen. Es ist ja wenig wahrscheinlich, daß das Verschwinden eines Bauernhauses - es sind um den See herum schon mehrere verschwunden! - auf die Leute einen so großen Eindruck gemacht, daß die Erinnerung daran durch Jahrhunderte in der Sage weiterlebt. Ganz anders, wenn es sich um eine Burg, wenn es sich um d i e Burg des ganzen Gebietes gehandelt. - Wie immer jedoch die Sage gelautet, sicher scheint nur zu sein, daß sie die Erinnerung an die verschwundene Burg auf der Steinbauernhöh oder dem ihr benachbarten Hügel beim Steinbauernhofe bewahrt hat. Der Steinbauernhof war zweifelsohne der Wirtschaftshof, der "Hof- oder Hausbauer", der Burg. Diese hatte aber vermutlich auch einen Meierhof und dieser könnte dort gelegen sein, wo später, zwischen 1590 und 1612 die Kartause ihren Meierhof errichtet hat, welchen dann Ende des vorigen Jahrhunderts Dr.Karl Kupelwieser, der Sohn des bekannten Malers Leopold Kupelwieser, gekauft und 1898/99 zu dem heutigen Schloß Seehof ausgebaut hat.

Wo lag nun, um zu der eingangs gestellten Frage zurückzukehren, wo lag nun die Burg Ottos des Stainers? - Da sich bisher kein zweiter Punkt um den See gefunden, auf welchem der Bestand einer Burg wahrscheinlich gemacht werden könnte, dürfte sie, nämlich der "Stain", nach welchem das Geschlecht der "Stainer" seinen Namen führte, auf einem der beiden oberwähnten Hügel beim heutigen Steinbauernhofe gestanden sein!

Ein Wehr(?)turm in Merkenstetten

Das "Stock"bauernhaus in Merkenstetten, Rotte Stock Nr.5, hat eine ungewöhnliche Küche. Während die Außenmauern des großen Hofes die übliche Stärke von 70-75 cm aufweisen und die Trennungsmauern der einzelnen Räume 30-40 cm dick sind, zeigt die Küche allseits eine Mauerstärke von 100-105 cm. Sie hat eine Höhe von 320 cm, hat nur kleine Fenster und mißt 6 x 6 m im Geviert. Diese Küche soll, so will es die Überlieferung auf dem Hofe wissen, der Herrschaft Ernegg als "Arrest" gedient haben.

Dort wo sich heute in der südwestlichen Ecke der Küche das Pumpwerk des Hausbrunnens befindet, soll der Abort des Arrestes gewesen sein. Um diesen ehemaligen Arrest sei dann später der heutige Hof herumgebaut worden. Man zeigt im Hause auch den Einstieg in einen unterirdischen Gang, durch welchen der Hof mit dem auf der anderen Straßenseite gegenüberliegenden Bauernhause mit Namen "Fürstenhaus" oder "Beim Fürst" verbunden war. Auch in diesem Hause ist der Einstieg in den Gang noch zu sehen, dieser selber aber ist seit Jahren in der Mitte der Straße eingebrochen.

Dem Stockbauern gegenüber liegt auf der westlichen Erlaufseite etwas flußabwärts der Hof Sölling Nr.5, "Furtbauer", dessen ursprünglicher Name "bei der Furt" auf eine heute nicht mehr vorhandene, dereinst aber wohl wichtige Furt durch den Fluß hinweist.

In der Topographie von N.Ö. VI, 525 b heißt es: "Merkenstetten, Ehs. im Dorfe Stock, Gde.Zehrbach . . Grundform "Mer(i)geres steten" an der Stätten am Grundbesitz eines "Meriger . . " (Es werden dann noch mehrere, meist adelige Besitzer aufgezählt). Dieser Meriger, ein kleiner Adeliger, muß auch einen "Edelsitz" gehabt haben. Befand sich dieser an der Stelle des heutigen Sägewerkes, des "Hauses Merkenstetten"? - Der Name spricht dafür. Das kann aber dann kaum ein wehrhafter Edelsitz gewesen sein - zumindest heute ist von einer Wehranlage nichts mehr zu sehen und es ist schwierig, sich bei den gegebenen Geländeverhältnissen solche vorzustellen.

Da ist nun die merkwürdige Küche des Stockbauern-Hauses, die wohl den Rest eines alten Wehrturmes darstellt (der dann später tatsächlich eine Zeitlang als "Arrest" gedient haben mag!) Der Wehrturm aber mag zum Schutze der erwähnten Furt durch den Fluß von dem "Meriger" erbaut und betreut worden sein. Es ist aber möglich, daß der vermutete Wehrturm ebenfalls nur der Rest einer größeren Wehranlage, einer Burg darstellt. - Nach dem Glauben der Leute war das "Fürstenhaus" einmal "etwas Besonderes". War dieser Hof, der mit dem Wehrturm unterirdisch verbunden, der alte Edelsitz des Meriger?

Der Besitzer des Hofes Klein-Aigen, Zehnbach Nr. .., (der Hof liegt einige hundert Schritte vom Fürstenhaus entfernt an der östlich der Straße ansteigenden Lehne) hat dem Verfasser im Jahre 1957 erzählt: "Vor a etla dreissig Jahren ist nach einer langen Güß (einem anhaltenden Regen) der Boden von meinem Hof weg bis hin zum Fürstenhaus, aber in einer Zickzacklinie (verlaufend) eingesunken, was man heute noch stellenweise deutlich erkennen kann. Es muß ein unterirdischer Gang von meinem zum Fürstenhaus gewesen (verlaufen) sein." Auch dieser unterirdische Gang, falls tatsächlich vorhanden gewesen, spräche für die Annahme eines Edelsitzes an Stelle des Fürstenhauses, der einen Fluchtgang zu einem Bauernhause gehabt hat. Der Hof Sölling Nr.12, "Beim Moan", genannt, scheint nach seinem Namen nach der Meierhof des Edelsitzes gewesen zu sein, der später, wie üblich, geteilt wurde, weshalb ein paar Nachbarhöfe keine eigenen alten Namen haben. Der "Höflbauer", Sölling Nr.9, mag der "Hofnbauer", der Wirtschaftshof der Burg gewesen sein. Schließlich scheint der Name des Hauses Sölling Nr.1 "Grafenhofstatt", ebenfalls auf eine Zugehörigkeit des Hauses zum Edelsitz hinzuweisen.

Fortsetzung folgt.

Die Wildhühner, eine der schutzbedürftigsten Vogelordnungen unserer Heimat

(Franz Ressl, Purgstall)

Der schon seit geraumer Zeit zu beobachtende Rückgang unserer Wildhühner wurde nicht nur in Jagdzeitschriften diskutiert, sondern auch in Kreisen des Naturschutzes und in der Tagespresse von verschiedenen Seiten beleuchtet. Die sich oft widersprechenden Meinungen der "Fachexperten" schufen eine derartige Verwirrung unter den "Verantwortlichen für die Erhaltung unserer freilebenden Tierwelt" (Jägerschaft), daß heute, was die Wildhühner betrifft, jeder seine persönliche Meinung vertritt und sie nach seinem eigenen Gutdünken bejagt oder schont. Wie sich diese "persönlichen Meinungen" und die "jagdgesetzlich weidgerechten Bejagungen" in Wirklichkeit auswirken, soll im Rahmen dieser Arbeit aufzuzeigen versucht werden. Meine hier vertretenen Ansichten dürfen aber keinesfalls als bindende Leitgedanken aufgefaßt werden, sondern sie sollen lediglich dazu beitragen, die derzeitigen Verwirrungen aufzuhellen.

Um die kritische Situation unserer wildlebenden Hühnervögel richtig einschätzen zu können, ist es notwendig, entsprechend ihrer Lebensgewohnheiten, die derzeit verschiedenartigsten Einwirkungen und deren Auswirkungen einer objektiven Beurteilung zu unterziehen. Die Problematik der widersinnigen, manchmal grotesk anmutenden "Lehren" der einzelnen Interessengemeinschaften und deren fast immer naturfeindlichen Arbeitsmethoden, lassen gegenwärtig keine vernünftigen Maßnahmen aufkommen, die zu einer wirklichen Gesundung unserer belebten Umwelt und damit zu einer Normalisierung der Wildhuhnbestände führen könnten. Zwar kommt noch ein Großteil der im Bezirk Scheibbs ursprünglich beheimateten Arten vor, doch lassen viele Anzeichen darauf schließen, daß, wenn nicht rigorose Sofort-Schutzmaßnahmen getroffen werden, so manche Spezies in absehbarer Zeit aus unseren Landschaften unwiederbringlich verschwinden wird.

Welche Arten im Bezirk Scheibbs noch vorkommen bzw. vorkamen, wo und wie sie leben und welche Verbreitung sie heute noch aufweisen, soll im folgenden kurz geschildert werden.

Der Ordnung der Hühnervögel (Galliformis) gehören bei uns 2 Familien an und zwar die Waldhühner (Tetraonidae) und die Feldhühner (Phasianidae). Zu den Waldhühnern, wegen der Befiederung bis zu den Zehen auch Rauhfußhühner genannt, zählen Alpenschneehuhn (Lagopus mutus helveticus THIENEM.), Birkhuhn (Lyrurus tetrix L.), Auerhuhn (Tetrao urogallus major C.L.BREHM) und Haselhuhn (Tetrastes bonasia styriacus JORD. et SCHIEB.). Den Feldhühnern gehören Steinhuhn (Alectoris graeca saxatilis MEYER), Rebhuhn (Perdix perdix L.), Wachtel (Coturnix coturnix L.) und Fasan (Phasianus colchicus L.) an.

Betrachten wir vorerst die Tetraoniden, so können wir, was die Abundanzverhältnisse betrifft, feststellen, daß im Bezirk Scheibbs mit Ausnahme des Haselhuhns bei allen übrigen Arten ein steter (beim Birkhuhn ein spontaner) Rückgang zu verzeichnen ist. Die Ursachen dafür sind so mannigfaltig, daß eine Aufzählung derselben in diesem Rahmen unmöglich ist (wird später kurz behandelt).

Eines unserer seltensten Wildhühner, das Alpenschneehuhn, ist ein Überbleibsel aus der Eiszeit (Eiszeitrelikt). Zusammen mit dem Schneehasen drang es in den pleistozänen Kälteperioden von Norden her über Mitteleuropa bis zum Südfuß der Alpen vor. Mit dem Ausklang der Glazialzeit wichen die Gletscher nach Norden und ins Hochgebirge zurück und damit auch die auf niedrige Temperaturen eingestellten Tiere. Da auf den Gipfeln der Lassingalpen (Ötscher, Dürrenstein und Hochkar) ähnliche Temperaturverhältnisse prädominieren, wie sie während des Diluviums in ganz Mitteleuropa herrschten, ist es verständlich, daß das Schneehuhn eben nur die Gipfelregionen unserer höchsten Erhebungen besiedelt. Heute ist das Schneehuhn im Bezirk Scheibbs schon recht selten. Während SCHLEICHER (1859) noch den Ötscher, die Gemeindealpe und das Hochkar als Verbreitungsgebiet erwähnt, nennt KÜHNELT (1948) lediglich den Dürrensteingipfel. Im Herbst 1968 traf ich in einer windgeschützten Doline des Ötschergipfels an mehreren Stellen Schneehuhnlosung an (Schlafplätze ?). Das Jagdrechtverzeichnis der Kartause Gaming (1625) exemplifizierend, kann aber festgestellt werden, daß das damals niedrig taxierte Schneehuhn eine weite, bis in die obere Bergstufe herabreichende Verbreitung besessen haben muß, sodaß nur der Mensch für das allmähliche Verschwinden des Schneehuhns verantwortlich ist.

Das Birkhuhn,noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Gesamtbereich des Bezirkes Scheibbs vorkommend, ist heute ebenso wie das Schneehuhn nur noch im Hochgebirge in der Kampfzone bzw. Krummholzregion anzutreffen. Seiner ureigensten Lebensräume beraubt, mußte sich das Birkhuhn unter beträchtlicher Einengung seines einstmals weiten.Wohnareals in die "Hochsteppe" zurückziehen.

Fortsetzung folgt.

Über den Safran und einige andere orientalische Dinge im Spiegel der Etymologie

(Franz Ressl,Purgstall)

Schluß von Nr.2

Um noch einen AN-Fall aus der Mythologie zu nennen, sei an das Wort Satan erinnert, das in den orientalischen Sprachen allgemein als "seytan" (scheytan gesprochen) bekannt ist.
Man könnte über entlehntes Sprachgut aus dem Orient noch eine ganze Reihe anführen, doch sollen die wenigen hier genannten "AN-Endungen" als Beispiele dafür dienen, wie vielfältig die Möglichkeiten der Erforschung unserer Muttersprache sind. Unsere lebendige und ständig wandelbare Sprache gibt uns nicht nur wertvolle Hinweise über Herkunft der verschiedensten Ausdrücke, sondern sie hilft uns auch bei der Beurteilung geschichtlicher Unklarheiten, wie dies bei "Safran" und "Safen" der Fall ist.

Literatur:

ABL, P.(1954): "Aus der Welt der Heimat". Lehrerarbeitsgemeinschaft des Bezirkes Scheibbs

MACKENSEN, L.(1966): "Deutsche Etymologie". Deutsche Buch-Gemeinschaft

RESSL, F.(1963): "Tiergeographische Studien aus dem polit.Bezirk Scheibbs (N.Ö.)". Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich

SCHACHINGER, C.(1912): "Geschichte des Marktes Purgstall a.d.Erl.". Preßvereinsdruckerei St.Pölten.

H E I M A T K U N D L I C H E
B E I L A G E
ZUM AMTSBLATT DER BEZIRKSHAUPTMANNSCHAFT SCHEIBBS

Nr.4 April 1970 6.Jhrg.

Ein keltischer Weihestein

(Heinrich Kubicek, Petzenkirchen)

Glaublich im Jahre 1835 wurde aus einer Mauer eines im Verfall begriffen gewesenen Gebäudes nächst des Schlosses Perwarth ein sehr interesanter Gedenkstein aus der Keltenzeit gefunden. Diese Gedenktafel wurde den Sammlungen des Kaiserhauses einverleibt und befindet sich heute im Kulturhistorischen Museum in Wien. Scheinbar ist der erwähnte Fund der breiten Öffentlichkeit schon aus dem Gedächtnis entschwunden. Es liegt die Vermutung nahe, daß sich der Weihestein auf den keltischen Gott "Marmogio" bezieht. Der Weihestein ist aus kristallinischem Kalk 40 cm hoch, 65 cm breit und ca. 20 cm stark. Die von einer Steinleiste umgebene Inschrift trägt folgenden Inhalt: "Marmogio Sacr M V Rutilius V S L M". Soll offenbar heißen: "Marmogio Sacrum M V Rutilius Voltum Solvit Libens Merito." Zu deutsch "Dem Marmogius heilig M, V.Rutilius hat sein Gelübde eingelöst."

Die Verehrung einheimischer Götter war im alten Rom gebräuchlich. Marmogius ist der Name eines keltischen Gottes. In einer Darstellung Schweickhardts wurde der Fund bereits im Jahre 1831 erwähnt. Auch im Buche des Stefan Denk "Das Erlaufgebiet in ur- und frühgeschichtlicher Zeit" wurde der keltische Weihestein aus Perwarth erwähnt.

Die Wildhühner, eine der schutzbedürftigsten Vogelordnungen unserer Heimat

(Franz Ressl, Purgstall)

1.Fortsetzung

In den eben erwähnten, einstmals weiten Wohnbezirken lebte das Birkhuhn vorzüglich in Heide-, Sumpf- und Moorlandschaften mit aufgelockerten Waldbeständen, wie sie heute noch im nordeurasischen Raum, soweit Birken gedeihen, reichlich vorhanden sind (das Birkhuhn weist dort deswegen nur geringfügige Verbreitungslücken auf, weil keine nennenswerten Störungen durch den Menschen erfolgen). Solche Biotope sind bei uns schon seit geraumer Zeit im Zuge der Nutzbarmachung jedes nur verfügbaren Fleckens (in erhöhtem Maße nach dem 2.Weltkrieg) sukzessiv verschwunden. Jene allmählich erfolgte Landschaftsumgestaltung nahm dem Birkhuhn immer mehr die Lebensgrundlage, wozu noch die rapid steigende Zahl der Jäger nach dem letzten Krieg kam, sodaß eine spontane "Flucht ins Hochgebirge" erfolgte.

Etwas anderen Umständen zufolge (Forstwirtschaft), ist auch der Lebensraum des Auerhuhns stark zusammengeschrumpft. Ungestörte unterholzreiche Nadelwälder (mitunter auch reine Laubbestände) mit eingestreuten Waldblößen und reichlichem Beerenwuchs in ruhigen Gebirgslagen, welche die beliebtesten Aufenthaltsorte des Auerhuhns darstellen, sind bei uns schon recht selten geworden, sodaß sich dieser urige Hühnervogel immer mehr an solche Örtlichkeiten zurückzieht, die

seinen urzeitlichen Lebensgewohnheiten noch halbwegs entsprechen. Daß das Auerhuhn, dessen Stammesgeschichte bis in die Saurierzeit zurückreicht, ein urzeitliches Relikt darstellt, geht schon daraus hervor, daß der Hahn nicht nur das Gefieder, sondern, ähnlich wie die Echsen (die eigentlichen Nachkommen der Saurier) im Sommer auch Schnabel und Krallen "mausert" (der Name "Urhahn" ist somit berechtigt und sehr bezeichnend; auch der wissenschaftliche Artname urogallus bedeutet "Urhuhn"). War das Auerhuhn noch vor zwei Dezennien nicht nur im Alpen- und Voralpengebiet, sondern auch in der Flyschzone auf den Bergen oberhalb 600 m eine nicht seltene Erscheinung, so fehlt es heute in der Flyschzone gänzlich und auch im Gebirge in den Gemeindebereichen von Gaming, Lunz und Göstling ist es, sowohl die Aufenthaltsorte als auch die Brutgebiete betreffend, starken Schwankungen unterworfen. Ob es noch zu einer Normalisierung der Auerhuhnbestände kommt, hängt einzig und allein von der "menschlichen Vernunft" ab.

Unzweifelhaft das beständigste Waldhuhn in unserem Gebiet ist das zierliche, etwa nur rebhuhngroße Haselhuhn. Sein Wohngebiet im Bezirk Scheibbs erstreckt sich über den gesamten montanen Teil südlich von Scheibbs und fehlt nur in solchen Waldgebieten, wo der Forstgärtner regiert. Das monogam lebende Haselhuhn verlangt zwar Ruhe und ungestörte Natur, doch stellt es an seine Umwelt keine so hohen Ansprüche als die vorerwähnten Arten. In zusammennängenden, unterholzreichen Bergwäldern unseres Bezirkes ist es stellenweise sogar noch häufig, so z.B. nach KÜHNELT beim Lunzer Obersee. An der nördlichen Verbreitungsgrenze in Scheibbsbach (Blassenstein) ist das Haselhuhn zwar noch vertreten, doch nimmt es dort langsam und kaum merklich ab.

Auf die Feldhühner übergehend, sei vorerst eine montan-wärmeliebende Art genannt, die in den österreichischen Alpen sehr lokal vorkommt. Es ist das Steinhuhn, dessen Hauptverbreitung in den Balkanländern liegt. Wahrscheinlich in der postglazialen Wärmezeit von Südosten her zugewandert, dürfte das Steinhuhn in der Folgezeit aus klimatischen Gründen wieder langsam zurückgewichen sein. In der Steiermark, in Kärnten, Salzburg, Tirol und Vorarlberg noch sporadisch vorkommend, scheint es nach ROKITANSKY (1964) in Nieder- und Oberösterreich bereits zu fehlen. Sicherlich war aber das Steinhuhn im Mittelalter auch noch bei uns vertreten. Es dürfte das einzige Wildhuhn sein, das aus anderen als anthropogenen Einwirkungen zurückweicht.

Im Gegensatz zum Steinhuhn, ist das Rebhuhn wohl am stärksten der anthropogenen Einflüssen ausgesetzt. Als ursprünglicher Steppenbewohner und späterer Kulturfolger des Menschen bevölkert es fast ausschließlich die ausgedehnten Kultursteppen des waldarmen Flach- und Hügellandes im Norden des Bezirkes. Mit den naturfeindlichen Einwirkungen der modernen Landwirtschaft (Verwendung von Monster-Landmaschinen einerseits und chemischen Dünge- und Schädlingsbekämpfungsmitteln andererseits), die sich um die Mitte dieses Jahrhunderts bedrohlich auszuwirken begannen, setzte nicht nur ein erschreckender Rückgang der Bestände ein, sondern gleichzeitig war auch eine wohl zwangsläufig hervorgerufene "Lebensraumerweiterung" festzustellen. Es kreuzten nämlich damals erstmals Rebhühner in unteren und mittleren Gebirgslagen auf, wo sie vorher nie beobachtet wurden, so z.B. in Kienberg und am Schlagerboden. Das Auftauchen der Rebhühner in diesen Gebieten ist jedoch nicht als Expansionserscheinung, sondern unzweifelhaft als Rückzug in ungestörte Bereiche

Fortsetzung auf Seite 23

Die Wehr- und Schloßbauten des Bezirkes Scheibbs

(Alois M.Wolfram, Scheibbs)

Fortsetzung von Nr.3

Von der ehemaligen Furt durch die Erlauf weg verläuft gegen Nordwesten durch die Felder von Sölling ein Fahrweg, der "Mitterweg". Nach Herbert Jandaurek, Oberösterreichische Altstraßen, Die Straßen der Römer, (1951), S.73 ff sind Wege mit Namen "Mitterweg" beachtlich. Der Autor hat als Landesstraßenmeister viele hunderte von Mitterwegen in Oberösterreich untersucht und stellt hiezu fest:
"Fast alle diese (Mitterwege) sind Teilstrecken von Römerstraßen."
Es ist darum nicht ausgeschlossen, daß auch unser Mitterweg in Sölling ein Teil einer Römerstraße ist und daß vielleicht schon die Römer an der Furt in Merkenstetten, durch die diese Straße geführt hat, einen Wachtturm errichtet haben, der dann später zu einem Edelsitz ausgebaut worden ist.

Die Purgstall-Häuser von Brandstatt

In Scheibbs, in der KG und Rotte Brandstatt, heißen die Höfe Nr.27, 28 und 29 Vorder-, Mitter- und Hinter-Purgstall. Das Hochtal aber, in welchem die drei Höfe gelegen sind, soll früher Burgtal geheißen haben. - Purgstall, also früher "beim oder unterm Purgstall"! Wo liegt dieser Burgstall, mit anderen Worten: Wo stand die "Burg"? - Nachdem alles Suchen und alles Herumfragen lange Zeit vergeblich gewesen, konnte im Mai 1955 ein Bauer in Sölling dem Verfasser berichten: "Ich habe von den alten, längst verstorbenen Bauern der Purgstallhäuser alleweil gehört, daß über der Dürnsteinwand (dem westlichen Steilabfall des Lampasberges) eine Burg gestanden sein soll!"

Im 2.Stiftsbrief der Kartause Gaming von 1352 werden die Grenzen des Klosterbesitzes angegeben. Die Grenze sollte verlaufen vom Pockaubache weg" . . .ultra montem Puechperch circumgirando terminos Lyebek et Schewerperch ad montem Purchsal, inde descendendo, ubi aqua Sefen intrat Erlaff . . ." (A.Steyerer, Commentarii pro historia Alberti II. Ducis Austriae. Lipsiae MDCCXXV Sp.62-65). Dr.H.Jelinek, Stadt Scheibbs, Festschrift zur 600-Jahrfeier der Stadterhebung, bringt S.41 f die deutsche Fassung des 2.Stiftsbriefes und hier lautet unsere Stelle: " . . Wasser Poka, dann übern Perg Puechberg zur Umkraissen die Gemerkh Liebeckh und Scheuernperg an Perg Purgstall, dann zutalneig da das Wasser Säven inrinnt in die Erlaff . ." Da die Grenze vom Berg "Purgstall" sich sofort zum Safenbache hinabsenkt, kann unter diesem Berg "Purgstall" nur der heutige Lampasberg gemeint gewesen sein! Es muß daher dieser den Burgstall und vorher die Burg getragen haben, was mit obiger Überlieferung sich vollkommen deckt, nach welcher auf dem Lampasberge über dessen westlichem Steilabfall eine Burg gestanden - wenn auch heute eindeutige Spuren einer Wehranlage nicht mehr zu sehen sind!

Nahe dem erwähnten Steilabfall mit seinem angenommenen Burgstall breitet sich ein Feld des Hofes Hinter-Purgstall mit Name "Point" aus. Eine "Point" lag immer neben einem Bauernhofe, von diesem nur durch die "Hauswiesen" getrennt. Da nun die Point beim Steilabfall mehrere hundert Meter vom Hofe Hinter-Purgstall entfernt ist, muß entweder dieser Hof früher "als Hof- oder Hausbauer" bei der Burg gestanden sein, oder aber war, was wahrscheinlicher ist, dort ein anderer Bauernhof. Vielleicht war es der seit langem verschwundene

Hof Hoanreith, der zuletzt allerdings auf der heutigen Ochsenhalt des Hofes Hinter-Purgstall sich befunden hat. (Von diesem Hofe Hoanreith hat Verfasser erst kürzlich zum erstenmal gehört, er konnte darum seinerzeit noch nicht in die Liste der abgekommenen Höfe von Neustift (siehe Beilage vom März 1966!) aufgenommen werden!

Der Überlieferung nach war der Hof Mitter-Purgstall vor dem Brande im Jahre 1886 mit Schießscharten bewehrt, also ein befestigter Hof. Vermutlich war er der Meierhof der Burg über der Dürnsteinwand, dessen Äcker später, wie wir dies schon mehrmals gesehen, geteilt wurden, um damit zwei neue Höfe zu bestiften, nämlich Hinter- und Vorder-Purgstall.

Das ehemals Burgtal genannte Hochtal, in welchem die drei Purgstallhäuser liegen, wird im Norden vom Lampasberg, im Süden aber vom Thurnkogel begrenzt. Dieser hat seinen Namen von einem Turme, der an seinem östlichen Rande anstelle der heutigen Reslkapelle gestanden. Das vor der Kapelle sich ausdehnende Feld heißt noch immer Thurnfeld (nicht "Turm"feld, sondern altertümlich Thurnfeld!) Der erwähnte Turm, d.h. sein damals noch bestandener ansehnlicher Rest wurde 1886 abgetragen, da der Besitzer seine Steine zum Wiederaufbau der im gleichen Jahre abgebrannten Höfe Mitter- und Hinter-Purgstall gespendet hat. Der vor einiger Zeit im Alter von 94 Jahren verstorbene alte Vogellehner, Sebastian Fallmann, geb.1871, hat dem Verfasser wiederholt erzählt, daß er als junger Bursch beim Abtragen des Turmes mitgeholfen. Als dann an seiner Stelle im Jahre 1922 die heutige Resl-Kapelle erbaut wurde, konnte sie auf den "steinernen Fußboden des Turmes" gestellt werden, der "sogar größer gewesen, als er für die Kapelle gebraucht wurde", wie der Sohn des Erbauers sich noch gut erinnern kann. Die Kapelle ist gegen 6 m tief und etwa 5 m breit, der "steinerne Fußboden des Turmes" ragt tatsächlich noch etwas über ihre Mauern hinaus und dürfte somit 6 m im Geviert gemessen haben. Der Turm war also genau so groß wie der im Hause Stock Nr.5 vermutete Wehrturm!! (Siehe Beilage Nr.3)
Der alte Turm auf dem Thurnkogel könnte ein Vorwerk der Burg über der Dürnsteinwand gewesen sein, er mag aber auch als Wachtturm zum Schutze der alten Straße errichtet worden sein.

In Scheibbs beginnt beim Grünhof, Brandstatt Nr.47, ein heute ganz verödeter Fahrweg, der an den Häusern Goganz, Ödt und Weg vorbei zu den Purgstallhäusern einerseits und über Sturmlehen nach Reinsberg-Gresten führte. Da ein Feld des Ödtbauern an diesem Fahrwege "Straßfeld" heißt, muß dieser Weg dereinst eine "Straße" gewesen sein, jedenfalls aber ein bedeutender, weit herum bekannter Weg, da nach ihm ein Bauernhaus, nämlich Brandstatt Nr.30" "am Weg" genannt werden konnte.

Der Grünhof hieß früher "Kratzerhof", oder wohl richtiger, der Kratzerhof war ein Vorgänger des heutigen Grünhofes, stand aber höchstwahrscheinlich nicht an dessen Stelle, sondern weiter oben auf Pz.Nr.995, welche in der Grundbuchsmappe "Im Ödhof" genannt wird. Auf dieser Pz.995 ist also vermutlich der Kratzerhof abgeödet und wurde später, 1847 (laut Jz. im Gitter der Oberlichte des Einganges) weiter unten als Grünhof neu aufgebaut. Der Name Kratzerhof dürfte ziemlich sicher mit slawisch Hradec = Burg zusammenhängen und der Hof dereinst ein befestigter Hof, ein Hof mit einer Wehranlage zum Schutze der Straße an ihrem Beginne gewesen sein.

Fortsetzung folgt.

Fortsetzung von Seite 20

(beginnende "Flucht ins Hochgebirge") zu deuten (beim Birkhuhn geschah dies ja schon bis ans Ende der Möglichkeiten). In den letzten 10 Jahren hat sich zwar wieder eine allmähliche Normalisierung in den Niederwildrevieren eingestellt, die Populationen haben jedoch noch lange nicht jenes Ausmaß der Vorkriegsjahre erreicht.

Mit der Abnahme des Rebhuhns parallellaufend, war der Rückgang der Wachtel deswegen meist unbemerkt geblieben, weil die "optische Beobachtung" dieses kleinsten unserer Hühnervögel sehr schwierig und daher eine Verbreitungsfeststellung nur durch den typischen Wachtelruf, also durch die "akustische Beobachtung" möglich ist. Als einziger Zugvogel unter den heimischen Arten hat sie zwar mehr Ausweichmöglichkeiten als das reviertreue Rebhuhn, doch suchen die Tiere in der Regel immer wieder ihre angestammten Brutplätze auf. Daß in ihren Lebensgewohnheiten wie Zugweg, Erscheinungszeit usw. eine Gesetzmäßigkeit besteht, geht schon aus Beringungsergebnissen verunglückter Wachteln hervor (siehe dazu den Beitrag über Vogelmarkierungen in Nr.2/1966, Seite 12 der Heimatkundl.Beilage). Mit dem Rebhuhn den Lebensraum teilend, stellt die Wachtel höhere Ansprüche an ihre Umwelt, als die übrigen Feldhühner. Die Auswahl in den riesigen Verbreitungsräumen, die von Nordafrika über Europa und weite Teile Asiens reichen, ist jedoch so groß, daß - auch wenn die Wachtel bei uns noch seltener werden sollte - in absehbarer Zeit kaum eine Schwächung der Art zu befürchten ist.

Hat die Wachtel aktiv ein großes Wohnareal erobert, so geschah dies beim Fasan auf passive Weise. Als fremdes Faunenelement gelangte der Fasan (durch die Römer und Griechen) schon vor rund 2000 Jahren nach Süd- und Südosteuropa und zwar in der typischen kaukasischen Form Phasianus colchicus colchicus. Etwa seit dem 11.Jh. ist er auch bei uns in Mitteleuropa heimisch. Im 18.Jh. stieß der zur Mode gewordene chinesische Ringfasan (Ph.c.torquatus) hinzu und überdeckte infolge besserer Erbanlagen vielerorts den kaukasischen Jagdfasan. Im 19.Jh. war es dann besonders der mongolische Fasan (Ph.c.mongolicus), der in unseren Revieren aus Gründen der Blutauffrischung ausgesetzt wurde Später (namentlich nach dem 2.Weltkrieg) gelangten weitere Rassen des Formenkreises Ph.colchicus in die heimischen Fasanreviere, wie z.B. Ph.c.formosanus oder Ph.c.versicolor, sodaß unsere Fasanbestände heute eine bunte Mischpopulation bilden. Erst in allerletzter Zeit wurden in Oberndorf a.d.Melk Einbürgerungsversuche mit dem robusten schwarzen Waldfasan (Ph. tenebrosus) angestellt, die sich günstig auszuwirken scheinen. Von der Jägerschaft werden alle später hinzugekommenen Rassen und Mischlinge schlechthin als "Edelfasan" bezeichnet. Nach wie vor dominieren aber noch die alten Formen "Jagdfasan" (Ph.c.colchicus) und "Ringfasan" (Ph.c.torquatus). Bevölkert der Jagdfasan gemäß seiner urheimatlichen Gepflogenheiten mehr das Hügelland der Flyschzone und die Niederungen der Gebirgstäler (nach KÜHNELT soll 1927 ein Exemplar am Rehberg in Lunz erlegt worden sein), so zieht der Ringfasan mehr die offenen Niederungen und Aulandschaften im Norden des Gebietes vor (in letzter Zeit auch an der Seebachlacke bei Kienberg beobachtet). Obzwar schon lange der heimischen Fauna angehörend, stellt der Fasan einen jener Fremdlinge dar, die sich an die gegebenen Umweltverhältnisse vorzüglich anzupassen verstehen (es sei hier als Gegenbeispiel aus dem Reich der Säuger nur an die Bisamratte erinnert). Die Jagdlust auf der ganzen Welt verhalf dem Fasan zu weltweiter Verbreitung (heute in den gemäßigten Zonen aller Erdteile beheimatet).

Mit der Aufzählung der Arten und ihrer Lebensräume bzw. ihrer Lebensgewohnheiten allein wäre aber der Zweck dieser Arbeit nicht erfüllt. Wie schon eingangs erwähnt, ist bei allen unseren Wildhühnern ein steter, auf- und abwogender Rückgang festzustellen. Obzwar die Ursachen des Rückganges schon z.T. angedeutet wurden, soll doch auf dieses heikle Thema näher eingegangen werden. Die Schwierigkeit dieses Themas ist schon deswegen gegeben, weil die Einwirkungen der Land- und Forstwirtschaft auf die Tiere unserer Umwelt nicht von heute auf morgen erfolgen, sondern diese Einwirkungen schon seit geraumer Zeit die Lebensräume sukzessiv verändern und damit eine stete Umgestaltung des Faunenbildes zur Folge haben.

War in ur- und frühgeschichtlicher Zeit unser Bezirk vorwiegend nur im nördlichen Flach- und Hügelland besiedelt, so erfolgte im Mittelalter die allmähliche Erschließung und Nutzbarmachung der Täler und unteren, leicht zugängigen Höhenlagen im Bergland. Damals dürften noch keine wesentlichen Störungen unserer Wildhühner stattgefunden haben, weil ja die Bedürfnisse des Menschen noch sehr gering und seine Jagdwaffen noch äußerst primitiv waren. Als aber im 16. und 17.Jh. die höchsten Erhebungen erschlossen wurden, setzte - beim sagenumwobenen Ötscher bald nach der Erstbesteigung durch Karl Clusius im Jahre 1574 - zwar noch schleppend, die Nutzbarmachung der Wälder und Hochfluren ein. Da aber damals unsere Bergwälder noch von Großraubwild wie Bär, Wolf, Luchs und Wildkatze bevölkert waren, mußten diese zum Schutze des Menschen und seiner Haustiere gejagt und verfolgt werden, was vorerst zur starken Dezimierung und schließlich (aus Ruhmsucht) zur völligen Ausrottung jener Raubtierarten führte, die als Garanten für einen gesunden Fortbestand des übrigen "Nutzwildes" fungierten. Bald stellten sich die ersten Anzeichen von Störungen im labilen Gleichgewicht der Arten ein. Die natürliche Auslese auf ein Minimum herabgesetzt, trieb der Mensch seine naturfeindliche Tätigkeit immer mehr auf die Spitze. Mit der fortschreitenden Technisierung wurden ihm nicht nur Hilfsmittel in die Hand gegeben, die seine schwere Alltagsarbeit erleichtern sollte, sondern sie lieferte ihm auch modernere Mordinstrumente (Jagdwaffen), die er völlig falsch zur Anwendung brachte. Durch die einseitige Bejagung und Schonung der Großsäuger eine Kettenreaktion von Störungen auslösend, begann auch der Rückzug unserer Hühnervögel merkliche Formen anzunehmen. Da aber der "vernunftbegabte Mensch" nicht einsehen konnte, daß er selbst als Störenfried fungiert, schob er die Rückzugserscheinungen dem "Raubzeug" zwischen die Zähne und begann nun neuerlich nicht nur die noch verbliebenen kleinen Raubtiere wie Fuchs, Dachs- Stein- und Edelmarder, Hermelin und Mauswiesel, sondern auch die Greifvögel und Eulen zu dezimieren, ohne jedoch merkliche Erfolge damit zu erzielen; im Gegenteil, der Rückzug vieler Spezies und damit die Artverarmung unserer Landstriche beschleunigte sich.

An dieser Stelle will ich darauf hinweisen, daß der Wissenschaft derzeit nicht ein Lebewesen bekannt ist, das zum Schaden eines anderen in Erscheinung tritt. Wenn irgend eine rezente Tier- oder Pflanzenart ausgerottet wird, dann nur vom wohlstandsverwahrlosten Menschen; er ist der einzige wirkliche Schädling auf der Bühne des Lebens. Was wir Menschen als "nützlich" oder "schädlich" (diese Ausdrücke existieren im Sprachschatz der Biologie nicht) bezeichnen, sind nur relative Begriffe, die entsprechend der Interessengemeinschaften gegenteilige Anwendung finden können (die Schildläuse z.B. sind für den Forstmann "schädlich", für den Imker als Honigtauerzeuger "nützlich").

Fortsetzung folgt.

H E I M A T K U N D L I C H E
B E I L A G E

ZUM AMTSBLATT DER BEZIRKSHAUPTMANNSCHAFT SCHEIBBS

Nr.5 Mai 1970 6.Jhrg.

Die Wildhühner, eine der schutzbedürftigsten Vogelordnungen unserer Heimat

(Franz Ressl, Purgstall)

2.Fortsetzung und Schluß

Wie schon angedeutet, konnten die starken Dezimierungen des "Raubzeuges" den Rückzug unserer Hühnervögel nicht stoppen. Die Ursachen ihres allmählichen Verschwindens sind vielmehr - wie gleichfalls schon erwähnt - in der naturfeindlichen Tätigkeit der modernen Land- und Forstwirtschaft zu suchen.

Infolge schon weit zurückliegender Meliorationen (Entwässerungen von Sumpfwiesen und sauren Böden, Trockenlegungen von Mooren und anmoorigen Flächen sowie Beseitigung dazugehöriger lockerer Laubwaldbestände usw.) mußte sich das Birkhuhn zwangsläufig zurückziehen. Wurde 1929 der letzte Birkhahn auf dem Lonitzberg (Flyschzone!) erlegt, war in der Folgezeit eine rasche Durchsiedelung des Auerhuhn-Lebensraumes zu beobachten. Heute hat das Birkhuhn ein allerletztes Refugium oberhalb der Baumgrenze gefunden. Die Zuwanderung aus den einst weiten Verbreitungsräumen auf ein kleines, begrenztes Territorium, wie es die Hochgebirgsregionen unseres Gebietes darstellen, sagten der Jägerschaft sehr wenig, denn anstatt von einem allgemeinen Rückgang zu sprechen, verbreitete man die "freudige Nachricht", daß das Birkwild wieder im Zunehmen sei, was sich in den Abschußziffern der letzten Jahre deutlich widerspiegelt (1963 : 3, 1966 : 7 und 1967 : 10 Hahnen). Aus der Zusammendrängung des Birkhuhns auf engstem Raum einerseits und aus der sprunghaft ansteigenden Zahl der Jäger andererseits resultieren sich diese Schein-Zunahme-zahlen (im Bezirk Scheibbs hat sich die Zahl der Jäger von etwa 300 nach dem 2.Weltkrieg, auf fast 900 erhöht, also verdreifacht; die Bestände mancher Wildarten sind aber im selben Zeitraum um ein Vielfaches zurückgegangen).

Anders verhält es sich mit dem Auerhuhn, dessen Rückgang von der Jägerschaft vorwiegend dem Dachs angelastet wird (der Dachs, in früheren Jahren eine weitaus dichtere Verbreitung aufweisend, hätte schon längst das Auerhuhn ausrotten müssen). Die ausschlaggebenden Rückzugsfaktoren sind unzweifelhaft in der Störung der Lebensräume zu suchen, wie sie durch die moderne Forstwirtschaft, aber auch durch die Einrichtungen des Fremdenverkehrs verursacht werden. Die Anlage von Güterwegen, Autostraßen bis hinauf in die Hochgebirgsregionen (z.B.Hochkar), Sessel- und Skiliften, die lärmenden Motorsägen, Traktoren und Autos repräsentieren ja gerade das Gegenteil von einer ungestörten Natur (ungestörte Natur ist aber für das Auerhuhn unbedingt erforderlich). Diesen Umständen zufolge, wich das Auerhuhn sehr rasch in ruhigere Waldgebiete zurück. Sich bis 1946/48 noch in der Flyschzone haltend (am 28.4.1946 von Oberförster K.HAIDER der letzte Auerhahn auf dem Lonitzberg geschossen), ist es heute im Bergland trotz zweijähriger Schonung (1965/66) mit starken Schwankungen weiterhin im Rückgang.

Die vorerwähnten Tatbestände nicht beachtend, werden die stattlichen Hahnen von Auer- und Birkhuhn heute noch genauso wie früher aus Trophäensucht geschossen, was allerdings (noch!) dem unscheinbaren und daher konstant bleibenden Haselhuhn zugute kommt. Wird nämlich das Haselhuhn heute weder (oder in ganz geringem Maße) als "Trophäe", noch sonst kaum beachtet, galt es in früheren Zeiten als "fürstlicher Braten". LINNE, der Schöpfer des botanisch-zoologischen Systems brachte dies beim Artnamen besonders zum Ausdruck (bonasia: bona = gut, assa = Gericht oder Essen).

Das Rebhuhn wird heute ebenfalls nicht mehr in erster Linie wegen des Fleisches, sondern aus reiner Schießlust gejagt. Weil sich das Rebhuhn in den letzten Jahren nach einem bedrohlichen Rückgang wieder zu erholen beginnt und weil es noch nicht gerechtfertigt erscheint, das Rebhuhn offiziell (waidgerecht) zu bejagen, haben sich einige Jäger Theorien ausgedacht, die "einleuchtend" genug waren, um sie dem Großteil der Jägerschaft des betreffenden Gebietes aufzuschwatzen. So herrscht unter der Jägerschaft im Gebiet von Oberndorf, Purgstall und Wieselburg allgemein die Meinung vor, daß das Rebhuhn deswegen bejagt werden muß, weil es sonst zu zahm wird und dann fürs "Raubzeug" eine leichte Beute darstellt. Die mancherorts aufgefundenen angebleiten und elend zugrunde gegangenen Rebhühner (auch Feldhasen) sind das Ergebnis solcher Vorstellungen verantwortungsloser Schießer.
Den Fasan betreffend, könnte gleichfalls eine ganze Reihe nicht gerade erfreulicher Dinge aufgezeigt werden. So manchen kenntnislosen, von widersinnigen Vorstellungen behafteten Jägern will ich einen in Nr.3/1965 der Jagdzeitschrift "St.Hubertus" (Seite 9) erschienenen Beitrag (Zum Fasanabschuß) von Oberförster Franz GRANIG wärmstens empfehlen. Weil aber der Fasan ein fremdes Faunenelement darstellt, möchte ich mich lediglich darauf beschränken, über die Rassen und ihre Lebensräume folgenden Hinweis zu geben: Jeder Eigenjagdinhaber bzw. Jagdpächter, der in seinem Revier Fasane haben will, muß sich darüber klar sein, welche Rasse den landschaftlichen Gegebenheiten seines Gebietes entspricht. Die einzelnen Rassen kommen ja aus den unterschiedlichsten Landschaftsformen Asiens und sollen auch bei uns dementsprechende oder ähnliche Umweltverhältnisse vorfinden. Wenn daher ausgesetzte Fasane ein Revier verlassen, dann liegt es nicht am "verhaßten Raubzeug", sondern einzig und allein an der falschen Wahl der Rasse bzw. an der falschen Wahl des Biotops.
Abschließend möchte ich an alle verantwortungsbewußten Jäger im allgemeinen u.an unseren geschätzten Herrn Bezirksjägermeister HAGER im besonderen appelieren, die veralteten Ansichten reformieren zu helfen. Aus der Perspektive der Wirtschaft betrachtet, sind ja unsere Wildhühner bedeutungslos, also weder "nützlich" noch "schädlich". Wenn schon durch die Auswirkungen der modernen Wirtschaft ihr Rückgang nicht aufzuhalten ist, so soll gerade die Jägerschaft trachten, die Restbestände so lange als möglich zu erhalten u. nicht durch grundlose Bejagung dazu beitragen, das Verschwinden unserer schutzbedürftigsten Vögel zu beschleunigen.

Literatur:

KÜHNELT, W.(1948): "Die Landtierwelt, mit besonderer Berücksichtigung des Lunzer Gebietes". In STEPAN,E.:Das Ybbstal, I.Band,90-154
RESSL,F.(1965):"Zur Verbreitung der Wildhühner im Bezirk Scheibbs, NÖ." St.Hubertus, Nr.3, 39-43
RESSL,F.(1968): "Die moderne Landschaftsumgestaltung und die Tierwelt der Hochgebirgsregionen d.Ostalpen."St.Hubertus Nr.12, 4-8
ROKITANSKY,G.(1964): "Aves" Catalogus Faunae Austriae, Teil XXI b
SCHLEICHER, W.(1859): "Die Thiere im Ötschergebiet". In BECKER,M.A.: Der Ötscher und sein Gebiet, Erster Theil, 213-262
STEPAN,E.(1951): "Die Jagd". In STEPAN,E.: Das Ybbstal,II.Bd,273-280.

Die Wehr- und Schloßbauten des Bezirkes Scheibbs

(Alois M.Wolfram, Scheibbs)

Fortsetzung von Nr.4

Auf der erwähnten Pz. 995 sieht man heute noch einen kleinen Kogel zwischen zwei Wasserläufen, der stark einem "Schloßkogel" ähnelt. Vielleicht stand auf diesem Kogel, zwar nicht der Kratzerhof, wohl aber die Wehranlage zum Schutze der Straße, die an ihm vorbeiführte. - Der Grünhof soll ehemals ein Freihof gewesen sein, was ebenfalls dafür spräche, daß er dereinst eine besondere Bedeutung gehabt hat!

Die alte Straße ging, wie ausgeführt, auch am Ödtbauernhofe, Brandstatt Nr.31, vorbei. Höfe mit Namen Ödt = bei der Ödt finden sich häufig in der Nähe alter Wehranlagen; denn der Name Ödt für einen Bauernhof kommt ja, zumindest bei uns, nicht von der Lage des Hofes auf einem öden, unfruchtbaren Gelände, sondern "bei der Ödt" bedeutet "bei der Ruine", bei der Ruine eines (steinernen) bedeutsamen Baues - und das kann wohl nur ein Wehrbau gewesen sein. Eine "Burg" ist nun bei unserem Ödhof kaum anzunehmen, wohl aber könnte auf dem nördlich vom Hofe befindlichen sog."Ödtkogel" mit seiner guten Fernsicht sowohl die Erlauf hinab wie hinauf ein weiterer Wachtturm an der alten Straße gestanden sein.Solche Wachttürme scheint es dereinst mehrere bei uns gegeben zu haben. Es sei nur an den Thurnkogel, die höchste Erhebung des Klauswaldes in St.Anton/J. und an die (im alten Grundbuche noch sog.) Thurnwiese auf dem Greinberg erinnert, die beide, Thurnkogel und Thurnwiese, ihre Namen nur von einem Wachtturm erhalten haben können.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß auf Grund obiger Ausführungen wohl nicht daran zu zweifeln ist, daß auf dem Lampasberg und zwar irgendwo über der Dürnsteinwand eine alte Wehranlage, eine "Burg" bestanden hat. Diese muß schon sehr früh wieder verschwunden sein, wenn 1352 nur mehr der Burgstall vorhanden gewesen. Sie stammte wohl aus der Zeit der ersten deutschen Siedler, als die Südgrenze der Ostmark noch durch Scheibbs verlief, und war in dem Augenblicke überflüssig, in dem (schon im 12.Jh.?) die Grenze der Ostmark sich weiter nach Süden verschoben hatte. Die alte Straße aber, die zu den Purgstallhäusern einerseits und über Reinsberg nach Gresten andererseits führte, war mindestens durch einen sicher bezeugten Wachtturm geschützt, vermutlich aber auch durch eine Wehranlage an ihrem Beginne, beim Kratzerhof, und einen weiteren Wachtturm beim Ödtbauern. - Schließlich scheint auch auf dem heutigen Kreuzkogel zwischen den Höfen Spoßberg und Eck in Reinsberg ein Wachtturm an derselben alten Straße gestanden zu sein!

Der Leber von Scheibbsbach

Neben dem Hofe Scheibbsbach Nr.18, westlich an diesen anschließend, erhebt sich ein schon von weitem durch seine auffällige Gestalt in die Augen springender Kogel. Eigentlich ist es kein "Kogel", sondern ein "Pichl", nämlich ein Hügel, der an ein oder zwei Seiten abfällt, während er im übrigen in ein ansteigendes oder ebenes Gelände übergeht. (Das ist jedenfalls die Hügelform, auf welcher unsere sämtlichen Pichlhöfe stehen, und von der sie ihren Namen "Am Pichl" herleiten!) So hat auch der Hügel beim Hause Scheibbsbach Nr.18 im Norden und Westen einen Steilabhang von 15 m in der Schräge und geht im Süden in ein ebenes Feld über, während im Osten der Hof steht. Das Auffällige an diesem Hügel sind nun die beiden

Steilabhänge im Norden und Westen, die offensichtlich künstlich angelegt wurden. Die Höhe des Kogels beträgt 6 - 8 m.

Im Norden ist dem Hügel ein Wall vorgelagert, der kaum 80 cm hoch und nur mehr in einer Länge von 15 m deutlich erkennbar ist. Westlich verläuft ein (meist wasserloser) Graben mit einem natürlichen Hag, einer dichten Baum- und Strauchzeila, welcher die Grenze zwischen den Katastralgemeinden Scheibbsbach und Giening bildet. Im Osten sieht man ebenfalls noch Spuren eines Grabens, welcher vermutlich dereinst den Hügel vom Hof getrennt hat, und auch im Süden fällt eine ganz seichte aber doch merkbare Einsenkung des Bodens auf. Vielleicht war hier gleichfalls ein Graben, der später aufgefüllt und eingeebnet wurde, sodaß unser Hügel ursprünglich doch ein "Kogel" mit allseitigen Abhängen gewesen!

Der Name des Hofes Scheibbsbach Nr.18 wird im Grundbuche mit "Leber", in der Grundbuchsmappe mit "Löbel" angegeben, im Volksmunde heißt der Hof "Lewü- oder Leberlbauer". Das alte Grundbuch der Herrschaft Purgstall hat noch den vollen Namen "Haus am Leber". "Leber (der)" - (heißt es in den Blättern f.Lds.K.f.N.Ö. Neue Folge I.Jg.Heft 1o,-ist) - "ein kleiner durch Menschenhände zur Gränzscheidung aufgeworfener Hügel, tumulus terminalis . . ." So werden z.B. im VUMB die kleinen Erdhügel, die in Wäldern die Besitzgrenze anzeigen, "Leberhaufen" genannt. Bei der jährlichen Grenzbegehung werden auf sie ein oder mehrere Schaufel voll frischer Erde geworfen, so viele, als im abgelaufenen Jahre der Regen Erde von dem Haufen abgetragen hat. Nach Hans P.Schad'n, Die Hausberge und verwandte Wehranlagen in Niederösterreich, (1953), S.299 f und Fußnote 63 auf S.299 nennt das Volk "Leeberge. . . die urgeschichtlichen Grabhügel, die besonders häufig im Viertel unter dem Manhartsberge auftreten . . . Der erste Bestandteil ist abzuleiten von dem ahd. hlê = Erinnerungsgrabhügel, mhd. lê = Hügel .... " Und Hans Weigl erklärt (in Unsere Heimat 1952/1-2) geradezu: "Wo Leber als Flurname vorkommt, ist mit Sicherheit auf einen prähistorischen Grabhügel zu schließen, auch dort, wo heute keine Spur über der Erdoberfläche erkennbar ist. - Der Ausdruck Lewer ist in der Bauernsprache noch lebendig, bedeutet aber jetzt "Erdhaufen als Grenzzeichen" . . ." (Ob tatsächlich jedesmal dort, wo Leber als Flurname vorkommt, sich dereinst ein prähistorischer Grabhügel befunden hat?? Kaum! Denn z.B. die "Leberlüssen" bei Drasenhofen an der Grenze gegen Mähren und das "Leberfeld" bei Kittsee im Bgld., das gegen die Grenze von Niederösterreich sich ausdehnt, dürften ihre Namen wohl nur von Leberhaufen, d.i. Grenzzeichen, erhalten haben!) Allein, sei dem wie immer, Jedenfalls kann der Name Leber sowohl einen Grenzhaufen, ein Grenzzeichen, wie einen prähistorischen Grabhügel anzeigen. Es ist zwar nicht eindeutig geklärt, nach welchem Hügel der Hof Scheibbsbach Nr.18 seinen Namen "Haus am Leber" herleitet, Verfasser zweifelt aber nicht daran, daß dieser "Leber" der oben beschriebene auffällige Hügel westlich vom Hofe ist! Obwohl nun dieser Hügel an der alten Katastralgemeindegrenze Scheibbsbach-Giening sich erhebt, war er doch ganz bestimmt kein Grenzzeichen. Ob er ursprünglich ein Grabhügel gewesen, könnte nur eine Grabung erhellen. Allein der Leber von Scheibbsbach hat vielleicht aus einem ganz anderen Grunde seine künstliche Gestalt erhalten und wurde vom Volke nur wegen seiner Ähnlichkeit mit anderen Leebergen "Leber" genannt (??)

Fortsetzung folgt.

Zur Geschichte des Hufbeschlages und ihrer Zeugen im Raume Purgstall

(Franz Ressl, Purgstall)

Im Laufe der Jahre wurde im Raume von Purgstall eine größere Anzahl alter Hufeisen gefunden, die ich, soweit sie neben meinen eigenen Funden noch erreichbar waren, vor mehr als 15 Jahren zu datieren versuchte. Nach den Lehrbüchern BAUER: "Handbuch des Hufbeschlages" und GROSSBAUER: "Der Huf- und Klauenbeschlag" waren die meisten Hufeisen in den darin für die einzelnen Zeitabschnitte angegebenen und abgebildeten charakteristischen Formen nicht schwer einzuordnen. Weil aber etliche Hufeisen ihrer Form nach weder der einen noch der anderen Epoche bzw. Entwicklungsrichtung angehören konnten, stellte ich sie als Übergangsformen dar, beschrieb und zeichnete sie und sandte den so entstandenen Bericht als "Fundbericht Nr.6" an das Bundesdenkmalamt nach Wien. Mehr als 3 Jahre später, am 19.4.1958 teilte mir das BDA mit, daß Dr.Peter KNEZEVIC (jetzt Vorstand der Tierärztlichen Hochschule in Wien) die Hufeisen zur Datierung gerne übernehmen würde. Da es sich aber bei den allermeisten Funden um solche ohne genau datierbare Begleitfunde handelt, konnte auch Hochschuldozent Dr.KNEZEVIC, dem ich die Eisen übergab, bis heute keinen Befund liefern; er teilte mir lediglich mit, daß mein Datierungsversuch nach den bisherigen Kenntnissen annähernd an die tatsächliche Verwendungszeit herankäme (die 30 für das Heimatmuseum Purgstall bestimmten Hufeisen befinden sich noch immer an der Tierärztlichen Hochschule in Wien).

Um das bis heute unveröffentlichte Material nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, soll im Rahmen der Heimatkundl.Beilage ein ergänzender Bericht über die Geschichte des Hufbeschlages einerseits, und die einzelnen Funde im Raume Purgstall andererseits, erfolgen.

Obwohl das Pferd an Bedeutung immer mehr verliert (im Raume Purgstall hat sich seit dem 2.Weltkrieg der Pferdebestand auf etwa ein Zehntel verringert), nützt es noch immer dem Menschen, vornehmlich durch die Fortschaffung von Lasten, als Reit-, Zug- oder Tragtier. Der Pferdefuß, auf den sich diese Last am stärksten auswirkt, muß daher je nach Verwendungszweck geschützt werden. Von Natur aus hat sich der Huf des Einhufers PFERD aus fünfzehigen Ahnen so entwickelt, daß hornige Kapseln (Hornschuhe) die untersten empfindlichen Gebilde der vier Gliedmaßen schützend umgeben. Der Huf ist so eingerichtet, daß von oben stets neue Hornmassen nachwachsen. Während der Bewegung des Tieres wird aber das Hufhorn durch den rauhen Boden abgerieben und nur bei den in freier Wildbahn lebenden Pferden (Zebra, Wildesel usw.) stehen Wachstum und Abnutzung des Horns in einem derartigen Verhältnis, daß die Hufe fast immer die gleiche Länge behalten. Wird aber das Pferd in den Dienst des Menschen genommen, so nutzt sich das Hufhorn infolge der schon erwähnten körperlichen Belastungen einerseits und der Bewegung auf meist harten Straßen andererseits, oft in kurzer Zeit mehr ab, als die Natur wieder zu ersetzen imstande ist. Dadurch wird das Horn an der Bodenfläche des Hufes zu dünn, das Tier empfindet Schmerz und wird schließlich unfähig, die von ihm verlangte Arbeit zu verrichten; der Huf braucht dann einen künstlich angebrachten Schutz. Daher wurde es mit der Verwendung des Pferdes im Dienste des Menschen, insbesondere zu Kriegszwecken, notwendig, Mittel und Vorrichtungen zu erfinden und anzuwenden,

durch die ein übermäßiges Abnutzen des Hufhorns verhütet werden sollte. Die ältesten geschichtlichen Spuren von Hufschutzvorrichtungen wurden in Ägypten festgestellt. Bildhauerarbeiten aus dem Altertum zeigen sandalenartige Geflechte aus Stroh, Schilf, Bast oder auch Schuhe aus Leder, die mit Stricken oder Riemen am Huf oder oberhalb desselben befestigt wurden. Geflochtene Sandalen aus Reisstroh finden teilweise noch heute in Japan als Hufschutz Verwendung.

In welche Zeit die Erfindung des Hufbeschlages mit Nägeln fällt, welche Völker ihn zuerst ausgeführt haben, ist trotz zahlreicher geschichtlicher Überlieferungen und Fundstücke noch nicht erforscht. Den beiden klassischen Völkern des Altertums, den Griechen und Römern, scheint der Hufbeschlag in vorchristlicher Zeit unbekannt gewesen zu sein, weshalb auch ihre Pferde auf den langen Kriegsmärschen schwere Hufleiden erdulden mußten. Die geringe Haltbarkeit der schon genannten Ledersohlen bzw. Lederschuhe und geflochtenen Hufschützer führte in der weiteren Entwicklung zum Herstellen von Sandalen aus Metall, den sogenannten Hipposandalen, die vorwiegend aus Eisen oder Bronze, ja sogar aus Silber und Gold gefertigt waren. Solche Sandalen fanden bei den Römern für Pferde, Maultiere und Ochsen Verwendung. Das Befestigen der Metallsandalen durch Stricke oder Riemen am Huf oder Fessel ließ jedoch nur einen beschränkten Gebrauch zu und genügte vor allem für schnellere Gangarten nicht. Auch wurden durch diese Befestigungsart häufig Scheuerwunden an den Gliedmaßen hervorgerufen.

Wann und wo nun zum erstenmal mit Nägeln befestigte Metalleisen Anwendung gefunden haben, ist nicht einwandfrei nachzuweisen. Nach geschichtlichen Aufzeichnungen französischer Forscher hatten die Kelten in Gallien schon vor der Zeitrechnung den Beschlag mit Nägeln ausgeübt. Daß aber die asiatischen Reitervölker schon viel früher den Hufbeschlag mit Nägeln gekannt haben müssen, geht daraus hervor, daß die Römer bereits in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten, also zu einer Zeit, als ihr Weltreich weit nach Asien hineinreichte und nachdem sie mit anderen Kulturen in Kontakt gekommen waren, hochentwickelte Hufeisen verwendeten, wofür zahlreiche Funde aus neuerer Zeit sprechen. Diese Hufeisen weisen einen sehr breiten Zehenteil und ziemlich breite Schenkel auf, die an den umgebogenen Enden schwach zu Stollen zusammengestaucht sind (Griff am Zehenteil fehlt). Ich bin der Auffassung, daß jene Form aus Eisenplatten, welche die gesamte Tragfläche des Hufes bedeckten, hervorgegangen sind (die Türken in Kleinasien verwenden noch heute solche Eisen-Hufplatten für Pferde und Esel).

Im 3.-4.Jh. tauchen jene römischen Hufeisen auch bei uns in Österreich auf. So befinden sich im Museum Carnuntinum mehrere Eisen aus dieser Zeit. Auch in Purgstall (Köttlachsiedlung) wurde im November 1952 in etwa 70cm Tiefe von Frau MÜLLNER ein solches, 6 Nagellöcher aufweisendes Hufeisen gefunden, das Dr.ECKHART (Archäologisches Institut der Universität Wien) als typisch römisches Hufeisen ansprach. Es ist übrigens das einzige Hufeisen, das durch Auffindung von Begleitfunden aus römischer Zeit (4.Jh.) - allerdings auf den Nachbar-Bauparzellen - ziemlich sicher datierbar ist. Wie der Größe des Eisens (11.5 x 12 cm) entnommen werden kann, war sein Träger ein mittleres Pferd.

Fortsetzung folgt.

H E I M A T K U N D L I C H E
B E I L A G E
ZUM AMTSBLATT DER BEZIRKSHAUPTMANNSCHAFT SCHEIBBS

Nr.6 Juni 1970 6.Jhrg.

P a u l R e n k
der Wahlwieselburger und Dichter

(Karl Kraushofer, Weinzierl)

In der vor einigen Jahren erschienenen Geschichte des Landes Niederösterreich, wird unter den in Niederösterreich wirkenden Dichtern unter anderem auch Paul Renk erwähnt und gewürdigt.(1) Paul Renk weilte viele Jahre in Wieselburg und ist auch am hiesigen Friedhof bestattet. Die Frage ist daher berechtigt, wer war Paul Renk? Karl Bienenstein hat in seiner Kurzbiographie über Renk folgendes aufgezeichnet: ...."In der Schule stellte ich meinen Mann und fast als Sinnbild meines späteren Lebens erscheint es mir heute, daß ich bei der ersten in der Kirche von dem damaligen Pfarrer von Wieselburg, Dechant Anton Renk abgehaltenen Religionsprüfung von zwei mir zur Belohnung für meine Leistungen zur Wahl vorgehaltenen Dingen, einem Kreuz und einem Rosenkranz, ersteres wählte. Vor neunzehn Jahren habe ich es zugleich mit meiner Jugend meiner Mutter in die erkalteten Hände gelegt. Von dieser Stunde an war ich der erklärte Liebling des Dechant Renk und wurde sozusagen sein Leibministrant. Ich stand neben ihm am Altare als ihn am 22.Februar 1878 nach der hl.Kommunion ein Schlagfluß rührte dem er noch am selben Tage unter den Klängen des Aveläutens erlag. Erst später erfuhr ich, daß der edle Priester, der so oft für das arme Schneiderbüblein die köstlichen Früchte vom Salzburgerbirnbaum in seinem Garten schüttelte, auch ein feinempfindender Dichter gewesen sei, der drei Bände lyrischer Gedichte veröffentlicht hatte, die auf den dunklen Ton gestimmt waren, den die erste Strophe in dem Buche "Sursum corda" ausdrückte:

Senke dich aus hoher Luft nicht nieder,
Frohe Lerche auf die Frühlingsflur
Mein Gesang gleicht keinem deiner Lieder
Meine Harfe tönt in Wehmut nur.

Und die Harfe war nicht nur ein poetisches Bild, er spielte dieses Instrument tatsächlich mit Meisterschaft. ..."(2) So Bienenstein über Renk, wobei wir zwei Ungenauigkeiten Bienensteins über Renk richtig stellen müssen. Renk hieß nicht Anton sondern Paul mit Vornamen und er hat nicht drei Lyrikbände veröffentlicht, sondern zwei wie wir noch sehen werden. In einem einschlägigen Werk, das im Diözesanarchiv aufbewahrt wird, (3) finden wir nachstehende bemerkenswerte Notizen über ihn, die wir teilweise gekürzt bringen. Wir erfahren dabei, daß Paul Renk zu Rudmanns, Stiftspfarre Zwettl - der Grabinschrift am Wieselburger Friedhof zufolge am 12.Jänner 1815 - geboren wurde. Er hat das Gymnasium und das Studium der Philisophie in Krems absolviert, die theologischen Studien jedoch in St.Pölten betrieben. Im Jahre 1838 wurde er Priester und Kooperator in Weitra, 1840 war er in Krems als Domkurat. Bereits 1843 erscheint er als Moralprofessor an der theologischen Diözesanlehranstalt, ab 1847 wirkte er als Pfarrer in Karlstetten und kehrte 1852 als Spiritual in das Klerikalseminar zurück. In dieser Zeit machte er als solcher eine Reise ad limina Apostolorum und erhielt den Titel eines

Konsistorialrates. Im Jahre 1858 finden wir ihn in Wieselburg als Pfarrer und bereits 1863 übernahm er als Dechant das Dekanat des Ybbser Bezirkes. Von 1870 bis 1871 wirkte er im Niederösterreichischen Landtag als Landtagsabgeordneter. Vom Jahre 1875 bis zu seinem Tode am 22.Feber 1878 war er zum zweiten Male niederösterreichischer Landtagsabgeordneter und dürfte unseren bisherigen Nachforschungen zufolge, der erste Abgeordnete sein, der aus dem Wieselburger Gebiet hervorging. Über sein politisches Wirken im Landtage haben wir keine Nachforschungen betrieben, doch dürfen wir nicht fehlgehen, wenn wir behaupten, daß er sicherlich eine treibende Kraft für den Bau der eisernen Marktbrücke war, die nun ebenfalls der Vergangenheit angehört und der jetzigen modernen Betonbrücke weichen mußte. Bei den Wasserrechtsverhandlungen zum Bau der eisernen Brücke finden wir seine Unterschrift mit "Paulus Renk", da die Pfarrwirtschaft als Grundanrainerin, sicherlich durch ihn vertreten war. Er selbst hat die Brücke im Jahre 1877 eingeweiht. Renk war auch in Pöchlarn bei der Eröffnung der Privatmädchenschule und hat diese, sowie die Wohnungen der Schulschwestern am 3.Oktober 1869 eröffnet und eingeweiht.(4) Sein Wirken zur damaligen Zeit läßt sich in manchen Orten verfolgen.

Von den Gedichten, die von ihm erschienen sind, sei der Band "Sursum Corda, Lieder und Reime" erwähnt, von dem auch Bienenstein berichtet und daraus zitiert. Dieser Band ist 1846 in Wien erschienen und wurde in der Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung gedruckt und verlegt. Im Vorwort zu diesem Bande schreibt Renk voll Bescheidenheit unter anderem: ..."Ich bin wohl weit entfernt mir ein Talent der Art zuzuschreiben, deswegen biete ich nicht "Gedichte", sondern nur Lieder und Reime an und fühle und weiß es gar wohl, daß auch gegen diese Benennung noch oft etwas einzuwenden wäre..." Auf Seite 101 bringt er ein Gedicht betitelt "Auf dem Ötscher", das eine starke Naturverbundenheit erkennen läßt und man vermuten kann, daß er unseren Ötscher bestieg und ihm derselbe nicht unbekannt war. Sein zweiter Lyrikband erschien 1856 also kurze Zeit vor seinem Wieselburger Amtsantritt. Er nannte ihn "Heimwärts aus der Fremde, Lieder und Reime" und ist in St.Pölten bei Passy und Sydy erschienen. In diesem Bande ist für uns eine poetische Arbeit von ganz besonderem Interesse (Seite 155) "Des Künstlers Heimweh". Es behandelt Joseph Haydn und die Zeit als er in London weilte und von der Sehnsucht nach seiner österreichischen Heimat fast verzehrt wurde. In dem Gedicht auf Seite 236, das sich "Österreichs Sitte" nennt, gibt der Dichter ein eindeutiges Bekenntnis zu seiner österreichischen Heimat ab, was zur damaligen Zeit nicht so selbstverständlich war, da der Band immerhin zehn Jahre vor Königsgrätz erschien. Es soll nur eine kleine Probe daraus zitiert werden: "Der Österreicher schenket reinen Wein
in Gläsern gern und gern - i n W o r t e ein."
Die Lyrik ist aber nur ein Teil seiner schriftstellerischen Arbeit. Es erschien von ihm eine beträchtliche Zahl von Aufsätzen, überwiegend sakralen Inhalts, aber der Rest seiner Arbeiten läßt erkennen, daß er auch politisch sehr stark engagiert war. Schließlich wurde anläßlich seines hundertsten Geburtstages im Jahre 1915 eine Gedenkschrift veröffentlicht, die sein Wirken beleuchtet und von ihm auch ein Bild bringt, das ihn als stattlichen Mann erkennen läßt, wo aber auch berichtet wird, daß bei seinem Leichenbegängnis 36 Priester und bei 2000 Personen als Teilnehmer waren. Also für damalige Begriffe und verglichen mit den damaligen Wieselburger Maßstäben eine beachtenswerte Zahl.

Schluß folgt.

Die Wehr- und Schloßbauten des Bezirkes Scheibbs

(Alois M.Wolfram, Scheibbs)

Fortsetzung von Nr.5

Der Hof Scheibbsbach Nr.12 führt den Namen Leyß, vermutlich lautete sein alter Name "an der Leyß", d.i. am Leyßbache, da dieser in der Nähe des Hofes vorbeifließt. Der Name Leyß soll von slawisch "Lys" kommen und dieses soll eine "kahle Stelle" bezeichnen und zwar meist eine künstlich angelegte kahle Stelle, von welcher bei Feindgefahr Feuer- und Rauchzeichen gegeben wurden. Diese Leyßhügel waren somit in das frühmittelalterliche Wehrsystem eingebaut. (Wo diese "kahle Stelle", also der Zeichenhügel beim Hofe Scheibbsbach Nr.12 gelegen, ist noch nicht restlos geklärt.)

In der Nähe des Hofes Scheibbsbach Nr.18 stand dereinst der Hof Nr.17 mit Namen "Klein-Leyß".

Schon lange bevor Verfasser diesen Namen für den abgekommenen Hof Nr.17 erfahren, hat er vermutet, daß der "Leber" von Scheibbsbach, also der auffällige Hügel beim Hause Nr.18, ein "Zeichenhügel" gewesen, von welchem bei Feindgefahr Feuer- und Rauchzeichen gegeben wurden. Von ihm und nur von ihm aus sieht man zwei weitere Zeichenhöfe, die Rauchaberghöfe von Rogatsboden und den Hof Spiegelberg in Oberschweinz, die, wie allein schon ihre Namen aussagen (Rauchaberg = Berg von dem Rauchzeichen gegeben wurden, und Spiegelberg von speculum = Warte, Aussichtswarte), unzweifelhaft Zeichenhöfe gewesen!

Wenn also der abgekommene Hof Nr.17 den Namen Klein-Leyß geführt hat, dann kann er diesen Namen nur von einem "Lys" = einem Zeichenhügel in seiner Nähe erhalten haben und zwar dürfte ziemlich sicher unser "Leber" dieser Zeichenhügel gewesen sein. Somit sagt der Name Klein-Leyß allein schon ziemlich klar aus, was der "Leber" dereinst gewesen ist!

Trotz jahrelangem Herumfragen konnte der Verfasser in Scheibbsbach keine Sage von "Leber" noch eine Erklärung für seinen Namen erfahren. Ein alter Bauer von St.Georgen/L. aber erzählte ihm im Jahre 1954: "Beim Lewübauern in Scheibbsbach ist ein Hügel, der sichtlich auf zwei Seiten abgegraben ist. Dort soll ein Schloß gestanden sein. Wo heute der Lewübauer sein Garterl hat, soll der Schloßgarten gewesen sein." - Ob dies eine alte Überlieferung ist? - Allein nicht nur der unzweifelhaft vorhandene Wall spricht für eine Wehranlage. Mehr sprechen dafür die künstlich zubereiteten Abhänge im Westen und Norden und die beiden höchstwahrscheinlich vorhanden gewesenen Gräben im Osten und Süden; denn um von ihm Feuer- und Rauchzeichen geben zu können, dazu hätte jede Form des Hügels genügt!

Der Leber von Scheibbsbach scheint also nacheinander als Zeichenhügel und als Unterbau einer Wehranlage (Hausberg?) gedient zu haben. Wenn er aber, wie aus obigen Ausführungen hervorzugehen scheint, ursprünglich Lys = Leiß geheißen, dann kann das nur zur Slawenzeit gewesen sein und erst nach dieser dürfte dann der noch formlose Zeichenhügel durch künstliche Abgrabungen zu einer Wehranlage an der alten KG.Grenze ausgebaut worden sein.

Der "Leber" hat die Pz.Nr.855, der ihm vorgelagerte Wiesenstreifen mit dem Wall die Pz.Nr.853.
Hans Weigl zählt in Unsere Heimat 1953/1-2 sämtliche (ihm bekannte) Lebernamen Niederösterreichs auf, der "Leber" von Scheibbsbach findet sich nicht darunter, er war ihm daher unbekannt.

Die Burg von Pyhrafeld

Eine angeblich "alte Sage" in Pyhrafeld weiß zu berichten: Das Gebiet, auf welchem sich heute die Gemeinde Pyhrafeld ausdehnt, hat dereinst zum Schlosse Freidegg gehört. Damals war die ganze Gegend mit dichtem Wald bedeckt. Da hat sich einmal ein Ritter des Schlosses Freidegg in dem Walde verirrt und nicht mehr herausgefunden. Nach vielen, vielen Stunden Umherirrens ist er auf die Anhöhe gelangt, auf der heute die Kirche des Ortes steht, und von dort hat er endlich wieder das Schloß Freidegg gesichtet und nunmehr gewußt, in welche Richtung er heimreiten müsse. Er hat daher zum Dank für seine Rettung eine Kapelle an der Stelle erbaut, von welcher er das Schloß wieder erblickt hatte. Und neben der Kapelle hat er "ein Gut", eine Burg gebaut, in der er fortan gehaust hat. Und da um die Burg viele Birken gestanden, hat er sich "Herr von Birkenfeld" genannt, welcher Name später auf die um die Burg entstandene Siedlung übergegangen ist. Nach seinem Tode aber wurde der Ritter in der von ihm erbauten Kapelle begraben; seine Gebeine hat man bei der letzten Kirchenrenovierung gefunden. Soweit die Sage! - Karl Friedrich von Frank führt in: Pyhrafeld, Eine ortsgeschichtliche Studie, Pyhrafeld 1949, S.4 f eine ganze Reihe von Mitgliedern der Familie derer von Birkfelden an, beginnend mit Nizo de Birchenfeld, der 1148 in einer Urkunde aufscheint, bis zu Barbara, des Thoman Pirchfelders Witwe, die im Jahre 1497 ein Gut ihrem Sohne aus erster Ehe übergeben hat. Und S.49 spricht K.F.v.Frank die Vermutung aus, daß "auf dem erhöhten Grunde westlich der Kirche (von Pyhrafeld) . . . der ehemalige Edelsitz gestanden", während er bereits S.34 bemerkt hatte, daß die urkundlich 1318 zum erstenmal erwähnte Kirche "in ihrem älteren, östlichen Teile als Kapelle des Edelsitzes der Herren von Pirkenfeld entstanden ist, also beiläufig um 1300 und daß sie nach dessen Verschwinden, vermutlich Ende des 13.Jhdts. ausgebaut wurde." - - - -

Die Anhöhe, der Hügel, auf welchem die Kirche von Pyhrafeld steht, ist ja im Laufe der Jahrhunderte, vor allem beim (Erweiterungs)bau der Kirche und bei Errichtung der beiden Höfe Pyhrafeld Nr.1 und 3, einschneidend verändert worden. Und doch sind heute noch Spuren vorhanden, die auf eine künstliche Zubereitung des Hügels schließen lassen. In seiner ursprünglichen Gestalt, die sich freilich nur mehr erahnen läßt, stellte er vermutlich den Erdunterbau einer Hausberganlage dar. Es besteht daher wohl kein Zweifel, daß hier tatsächlich der Edelsitz, die Burg von Pyhrafeld gestanden. Das nahe der Kirche befindliche Bauernhaus Pyhrafeld Nr.4 mit seinem alten Namen "Hofbauer" war, wie schon der Name eindeutig aussagt, der "Hof- oder Hausbauer", d.i. der Wirtschaftshof der Burg. Wo ihr (anzunehmender) Meierhof gestanden, ist noch nicht klargestellt.

Über der Eingangstür der Kirche von Pyhrafeld ist ein Reliefstein, ein römischer Stelengiebel eingemauert. Hiezu bemerkt Stefan Denk in Ur- u.frühgeschichtliche Funde im Erlauf-Gebiet, Amstetten 1953, S.85 f: "Ob es sich (bei dem Reliefstein!) um einen Obenabschluß einer Grabstelle oder einer Türe handelt, ist nicht mit Sicherheit festzustellen, denn da auch der darunter lagernde, schlicht profilierte Architrav römisch sein könnte, ist es immerhin möglich, daß hier Teile des Einganges eines kleinen römischen Grabbaues erhalten sind . . . Hier . . . muß man unwillkürlich an eine römische Wachstellung denken, und das kleine viereckige Altarchor, das nicht zum übrigen Kirchenbau paßt, scheint zumindest hinsichtlich Baugedanken und Materialverwendung vielleicht auf römische Herkunft zurückzuführen.

Fortsetzung folgt.

Zur Geschichte des Hufbeschlages und ihrer Zeugen im Raume Purgstall

(Franz Ressl, Purgstall)

1.Fortsetzung

Viel schwieriger gestaltet sich die Altersbestimmung eines kleinen Eselhufeisens, das ich vor Jahren bei Feldbegehungen im Bereich des römerzeitlichen Gräberfeldes in Zehnbach fand. Das im Gegensatz zu den typisch römischen Pferdehufeisen schmalschenkelige Esel-Eisen weist nur 4 Nagellöcher auf und hat scharf zugespitzte, zu Stollen umgebogene Schenkelenden. Prof.Dr.F.HABACHER (Tierärztliche Hochschule in Wien), dem ich das Hufeisen neben einigen anderen zur Begutachtung sandte, teilte mir am 28.9.1951 folgendes mit: "Das Hufeisen soll aus römischer Zeit und zwar aus dem 3.-4.Jahrhundert stammen. Dies wäre der erste Fall eines Hufeisens aus dieser Zeit, da die ersten Hufeisen angeblich in Gallien im 5.Jahrhundert gefunden wurden." Da es sich jedoch bei dem betreffenden Eisen um einen Oberflächenfund handelt, könnte es ebenso einer späteren Epoche angehören.

HABACHER, der 1923 das Lehrbuch von GROSSBAUER "Der Huf- und Klauenbeschlag" neu bearbeitet herausbrachte, hatte offensichtlich noch nicht von den inzwischen getätigten Hufeisenfunden aus römischer Zeit Kenntnis. Auch BAUER (1944) konnte das entwicklungsgeschichtliche Problem des Hufbeschlages nicht befriedigend lösen. Welche Meinungen bis dahin vertreten wurden, soll hier kurz umrissen werden.

Das 5.nachchristliche Jahrhundert wird allgemein als das Entstehungsjahrhundert des Hufbeschlages mit Nägeln betrachtet. Die angeblich von den Kelten verfertigten Hufeisen (siehe oben) könnten nach ZIPPELIUS ein Werk der Hunnen sein; die Richtigkeit dieser Annahme wird jedoch von ZIMMERMANN bezweifelt. RUEFF schrieb die Erfindung des Hufbeschlages den Alemannen zu. Andere Autoren neigen zur Ansicht (meines Erachtens die wahrscheinlichste), daß gewisse Völker in Asien, Afrika und im östlichen Europa den Hufbeschlag seit den ältesten Zeiten ausgeführt haben, früher als die Bewohner des römischen Reiches. Die ersten schriftlichen Nachrichten über Hufbeschlag stammen allerdings erst aus dem 6.Jh.von dem Byzantiner ANONYMUS. Genaue Angaben über halbmondförmige Hufeisen fand man in den aus dem 9.Jh.stammenden militärischen Anordnungen des Kaisers Leo IV. von Konstantinopel. Die Kreuzzüge übten auf die Güte des Beschlages einen günstigen Einfluß aus. Das Pferd des norwegischen Königs Sigurd hatte bei dessen Einzug in Konstantinopel im Jahre 1130 aus Gold verfertigte, halbmondförmige Eisen.

Inzwischen hat sich die Kenntnis über die Entwicklung des Hufbeschlages etwas aufgehellt und man weiß heute, daß ihn die Römer bereits kurz nach Beginn der Zeitrechnung kannten. Sie waren es, die den Hufbeschlag mit Nägeln bei uns einführten und verbreiteten. Die heimischen Hufschmiede nahmen dann individuelle Veränderungen bzw. Verbesserungen vor und so kam es zu jenen Übergangsformen, die ich eingangs schon erwähnt habe.

Ein solches Hufeisen, das dem römerzeitlichen aus der Köttlachsiedlung sehr ähnlich ist, wurde im Herbst 1959 im Mauerwerk des Hauses Purgstall Nr.95 (Besitzer: F.GROISZBÖCK) anläßlich eines

Umbaues gefunden. Es unterscheidet sich lediglich in der Größe und Stärke (etwas größer und viel dicker), jedoch der charakteristische breite Zehenteil ist noch prägnanter; Spuren einer Falzrinne sind vorhanden. Da das betreffende Hufeisen bei der Auffindung bereits stark von Rost zerfressen war, dürfte es schon vor der "Einmauerung" lange Zeit im Boden gelegen haben.

Nicht weit von der sekundären Fundstelle des letztgenannten Eisens entfernt, fand ich im Mai 1951 ein kleines Hufeisen (9.5 x 10.9), das anläßlich des Hauptschul-Neubaues mit dem Schotter ausgehoben wurde. Das mit 6 Nagellöchern versehene Hufeisen läßt im Gesamthabitus eine Ähnlichkeit mit den römerzeitlichen Eisen erkennen, unterscheidet sich jedoch von diesen durch den etwas schmäleren Zehenteil mit schwachem Wulst (Griffansatz?) und den zu Stollen umgebogenen Schenkelenden. Auch dieses Eisen sehe ich als Übergangsform zu den späteren, charakteristisch mittelalterlichen Formen an (Prof.Dr.HABACHER äußerte sich dahingehend, daß es lange vor dem 15.Jh.Verwendung fand). Da aber der Hufbeschlag mit Nägeln bereits im 9. und 10.Jh. allgemein bekannt war und die Hufeisen schon ziemlich einheitliche Gestalten angenommen hatten, kann jenes atypische Eisen von der Schulgasse noch in die frühere Entwicklungszeit (frühestes Mittelalter) gestellt werden.

Die individuelle Formgebung der damaligen Zeit spiegelt sich auch in einem Hufeisen wider, das ich im September 1954 - vom Wasser freigelegt - an einer Lehmböschung am Feichsenbach (Feichsen) fand. Das Hufeisen, in Gestalt dem vorigen ähnlich, allerdings etwas größer, weist 6, in einer Falzrinne versenkte Nagellöcher auf; der Zehenteil ist stark abgenutzt, ebenso einer der beiden Stollen, die durch Umbiegen und Anstauchung entstanden sind.

Mit dem Hunneneinbruch im 5.Jh. dürften dann die sogenannten "Keltenhufeisen" nach Europa gekommen sein und durch die Völkerwanderung weite Verbreitung gefunden haben. Neben typischen Formen wurden im Raume Purgstall auch "Übergangsformen" zu den Übergangsformen gefunden, deren atypischer Charakter im Zusammentreffen verschiedener Kulturen in unserem Raum zu suchen ist.

Vorerst zu den "Keltenhufeisen": Diese lassen eine ganz andere Entwicklungsrichtung als die frühmittelalterlichen, aus römischen Normen abgeleiteten Übergangsformen erkennen. Ihre kleine Gestalt (etwa 10x10 cm), der schmale Zehenteil und die ebensolchen Schenkel mit zu Stollen umgebogenen Enden weisen als besondere Eigenheit einen durch das Versenken der Nagellöcher verursachten äußeren Wellenrand auf. Die Annahme, daß diese Hufeisen asiatischen Ursprungs sind, gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man das noch heute in China verwendete Hufeisen zum Vergleich heranzieht. Beide Hufeisen zeigen verblüffende Formgleichheit; auch die Zahl der großen länglichrunden Nagellöcher (bei beiden sechs) und die Form der Versenke stimmen überein. Es wäre daher sinnvoller, die kleinen schmalen "Keltenhufeisen" mit "Hunnen- oder Wellenrandhufeisen" zu bezeichnen.

Die drei vorliegenden typischen Wellenrandhufeisen aus dem Purgstaller Gebiet stellen lediglich einen kleinen Teil der tatsächlich gefundenen Stücke dar (darüber später). Sie wurden 1927 bei Arbeiten am Abflußgraben des Möslitz-Teiches gefunden und weisen schmale Schenkel und noch schmälere, stark abgenutzte Zehenteile auf.

Fortsetzung folgt.

H E I M A T K U N D L I C H E
B E I L A G E
ZUM AMTSBLATT DER BEZIRKSHAUPTMANNSCHAFT SCHEIBBS

Nr.7 Juli 1970 6.Jhrg.

Die Wilhelminenhöhle im Schöpftaler Wald (Lunz am See) Kat.Nr.1823/7

(Ludwig Hauser jun.,Lunz/See)

Die erste uns bekannte Erwähnung findet diese Höhle in dem Buch "Der Ötscher und seine Höhlen" von M.A.Becker aus dem Jahre 1859. Wie aber der unveröffentlichten Dissertationsarbeit von W.Abrahamczik über Karsterscheinungen in der Umgebung von Lunz am See (1936) zu entnehmen ist, sind u.a. schon Inschriften aus den Jahren 1830 - 1845 in der Höhle zu finden. Dann klafft eine Zeitlücke. Erst 1881 gibt es im Heft I der "Österr.Touristenzeitung" folgende Notiz von C.Frühwirth (Sektion für Höhlenkunde): "Zu der nächst Lunz beim Bauernhause "Übelgraben" gelegenen Höhle ließ ich den Zugang, der vollständig verfallen war, ausräumen und dieselbe gangbar machen. Zugleich nahm ich mit Bewilligung des Grundeigentümers die Höhlentaufe unter dem Namen "Wilhelminengrotte" zu Ehren des ersten Damenbesuches, Frl.Wilhelmine Harth, vor, welcher Name durch eine Steintafel, welche noch die Aufschrift "Sektion f.Höhlenkunde des Österr.Touristen-Club" trägt und nächst der Höhlenmündung angebracht ist, ersichtlich gemacht wird."
Diese Tafel ist heute nicht mehr vorhanden.
Andere Inschriften in der Höhle stammen aus den Jahren 1883, 1903 und dem Zeitraum 1916 - 1931. Aus dem Jahre 1882 datiert auch die erste Skizze der Höhle, die von C.Frühwirth verfertigt wurde. Auch Dr.M.Müllner hat sich 1922 mit der Höhle beschäftigt und eine Teilskizze im Maßstab 1:500 sowie eine kurze Beschreibung stammen von ihm. Da der Schöpftaler Wald einen etwas komplizierten geologischen Aufbau hat, möchte ich an dieser Stelle anführen, daß die Wilhelminenhöhle im dünnbankigen, dolomitischen Fazies des Opponitzer Kalkes angelegt ist. Die Höhle liegt in einer Seehöhe von 695 m im Wolfsgraben, westlich des Gehöftes "Übelgraben".

Zugang:
Von der Haltestelle Kasten, der Bahnlinie Lunz - Göstling, führt die Straße durch den Hagergraben zum Gehöft Herdengel, von hier zweigt man links ab und verfolgt nun die Straße weiter bis zum Bauernhaus Übelgraben. Etwa 200 m nach der Einmündung der Straße aus dem Stiegengraben zieht die Straße in einer Linkskurve über den sich hier verflachenden Wolfsgraben. Etwa 15 Höhenmeter unterhalb der Kurve liegt der ca. 1 m hohe, unscheinbare Eingang zur Wilhelminenhöhle.

Raumbeschreibung:
Nach dem niederen Eingang folgt eine kleine Kammer in der man aufrecht stehen kann. An die Kammer schließt ein etwas übermannshoher kurzer Gang an, der in eine Raumerweiterung mündet. Von hier kann man zuerst in nördlicher, dann in westlicher Richtung einen engräumigen Gang verfolgen, der jedoch bald unschliefbar endet. Von der Raumerweiterung führen abwechselnd Schlufstrecken und ca. 1,5 m hohe Gänge, die teilweise ein schönes elliptisches Profil

aufweisen, das an das Fallen der Schichten gebunden ist, in die etwas höhere Teilungskammer. Hier finden sich 3 Fortsetzungen. Die linke (Hauptgang) wies noch bei jeder Befahrung eine Wetterführung auf, während in der mittleren (Lehmtopfgang) und rechten (Hammergang) nur geringer Luftzug spürbar ist. Der Hauptgang ist zunächst aufrecht gangbar, zeigt Canyonprofil, ist jedoch ziemlich eng. Mäandrierend führt er in eine Kammer und von hier etwas ansteigend in die 12 m lange, 4 m breite und bis zu 3 m hohe "Schräge Halle", deren Decke an unter 20° einfallenden Schichten gebunden ist. Der Raum ist zu jeder Jahreszeit sehr feucht, der Boden mit starkem Lehmüberzug versehen, in welchem grober Schutt und größere Sinterbrocken eingebettet sind. Einige bescheidene Sinterformen finden sich an der Decke. Am Ende des Raumes zweigt in nordöstlicher Richtung ein Gang ab, der jedoch nach 12 m endet. Die Fortsetzung aus der "Schrägen Halle" bildet eine kurze, schön rundprofilierte Röhre. Dahinter schließen sich niedere Schichtgänge an. Überraschend mündet dieser schichtgebundene Gang in den "Großen Dom". Die Höhe des annähernd kreisförmigen Raumes mag an die 25 m betragen, der Durchmesser bis zu 9 m. In ca. 8 m Höhe spannt sich eine kleine Naturbrücke.

Am Boden des Domes lagern große, überlehmte Versturzblöcke. In der Westwand tritt in eine Nische reichlich Tropfwasser ein, in der seichten Wasseransammlung, die sich hier gebildet hat, konnten bei jeder Befahrung Niphargen aufgesammelt werden. An der gleichen Wandseite liegt in etwa 2 m Höhe eine 13 m lange, stark verlehmte und sehr engräumige Schlufstrecke. Am nördl.Ende des Domes setzt der "Aktive Canyon" an. Das ihm entströmende Gerinne sucht sich unter den Blöcken des Domes seinen Weg und tritt dann in einen kleinen Ponor ein. Steht man vor der Ansatzstelle des Canyons, bemerkt man rechter Hand Wandversinterungen und darunter am Boden Überreste von Stalagniten. "Der Aktive Canyon" ist sehr schmal, stark mäandrierend und insgesamt 70 m lang. Vom Vermessungspunkt 13 in der erwähnten Teilungskammer führt auch der Lehmtopfgang weg. Es müssen zuerst Schlufstrecken überwunden werden, bis man in einen schmalen, mannshohen Canyon kommt. Der Gang wird in der Folge etwas niedriger und breiter, die Sohle trägt dicken, sehr feuchten Lehmüberzug. Der Sohlenlehm hat beim Lehmtopf eine Dicke von 1,5 m. Knapp nach diesem Lehmtopf erreicht man einen nur 25 cm hohen Schluf, der recht unangenehm zu befahren ist. Dieser mündet in den "Inaktiven Canyon", welcher übermannshoch ist und ein schönes Schlüssellochprofil aufweist. Gleich am Beginn des Canyons kann man 3 m bis auf seinen Grund absteigen. Hier herrscht zerlaugtes, scharfkantiges Gestein vor. Vom Grund weg ist eine engräumige Röhre 20 m weit befahrbar. Auf halber Höhe des Abstieges in den Canyon führt ein recht enger Gang wieder in die Teilungskammer zurück. Dieser Gang mußte bei der Erstbefahrung erweitert werden, sodaß der Name "Hammergang" geprägt wurde. Seine Länge beträgt 30 m. Überspreitzt man den Canyon in der breiten und übermannshohen Rundung des Schlüssellochprofils, gelangt man zu einer abzweigenden Canyonstrecke, die jedoch nach 12 m unbefahrbar eng wird.
Der Inaktive Canyon endet nach 20 m. Hier steigt man in einen geräumigen Gang ab, quert auf wieder sehr feuchtem Lehm eine 1 m tiefe Wasseransammlung und steht nach einigen Gangwindungen am Ende dieser Strecke. Die Gesamtlänge der Wilhelminenhöhle beträgt 325 m, der maximale Höhenunterschied 20 m.

Schluß siehe Seite 41

Die Wehr- und Schloßbauten des Bezirkes Scheibbs

(Alois M.Wolfram, Scheibbs)

Fortsetzung von Nr.6

Die Stützpfeiler an den Kanten des Pyhrafelder Altarchors haben ja offenbar keinen konstruktiven Wert, sondern sind wohl nur zur Vortäuschung gotischer Stilelemente "angepickt". Es ist gut denkbar, daß dieses Kirchlein an der Stelle eines einheimischen Tempelbezirkes errichtet worden ist."

In Das Erlaufgebiet in ur- u.frühgeschichtlicher Zeit, Wien 1962, S.88 drückt sich Denk schon vorsichtiger aus: "Es handelt sich (bei dem Reliefstein") um den Obenabschluß einer Grabstelle " und er bemerkt hiezu lediglich: "Es ist gut denkbar, daß das Kirchlein von Pyhrafeld an der Stelle eines antiken Kultbezirkes errichtet wurde, denn daß der Reliefstein erst in christlicher Zeit von weiter her auf diesen Berg geschafft wurde, ist ganz unwahrscheinlich."
Nun, ein "antiker Kultbezirk" ist auf dem Kirchenhügel von Pyhrafeld kaum anzunehmen, wohl aber ein römischer Wachturm an der alten, aus dem Kleinen Erlauftal ins Ybbstal führenden Straße; denn von dem Hügel genießt man eine einzigartige Fernsicht nach Osten, Norden und Westen. Und neben dem Wachtturm, d.i. an der alten Straße, mögen auch einige römische Soldaten begraben worden sein. Damit hat Denk unzweifelhaft recht, daß nämlich der Reliefstein bestimmt nicht von weiter hergeholt wurde. An diesen Wachtturm aber, von welchem damals wohl noch bedeutende Reste vorhanden gewesen, mag der mittelalterliche Burgbau angeschlossen haben, wie dies wiederholt vorgekommen ist. Ob freilich der Chor der Kirche der lediglich umgestaltete Wachtturm ist, wie Denk ursprünglich anzunehmen geneigt war, ist mehr als fraglich. Hier muß K.F.v.Frank zugestimmt werden, daß nämlich der Chor der Kirche die (ursprünglich wohl romanische und erst später gotisierte) Kapelle der Burg der Herren von Birkenfeld darstellt! - - -

Nach K.F.v.Frank stammen die Gebeine, die in einer Gruft unter dem Turme gefunden wurden, nicht, wie die Sage wissen will, vom ersten Herrn von Birkenfeld, sondern von Hans Trojan von Hoheneck zu Stainbach und Pürafeld, dem damaligen Besitzer des Amtes Pyhrafeld, der 1644 verstorben ist.

Und schließlich führt K.F.v.Frank S 49 aus, daß bis zum Jahre 1860 die Kirche von einer Mauer umgeben war, die ab 1657 wiederholt als "Freydthofmaur" bezeichnet wird. "Es kann daher angenommen werden", fährt Frank dann wörtlich fort, "daß der Friedhof nach dem Abbruche des Edelsitzes und der Erweiterung der Kirche, etwa anf.d.14.Jhrdt. angelegt und mit einer Mauer, zu der man wohl die Steine des Edelsitzes verwendete, umfangen wurde." - Wahrscheinlich sind diese Steine auch zum Bau der Kirche selber und noch so manchen Hofes genommen worden- wie das auch anderen Orts geschehen!

Die Burg von Pyhrafeld stellt ein weiteres Glied in der Kette von Wehranlagen zwischen Kleiner-Erlauf und Ybbs dar, von denen wir bereits mehrere kennen gelernt haben: Die beiden Burgställe auf der Hamatwiese und im Huabbauerngraben, den Schloßkogel von Schönegg, den Burgstall von Außerochsenbach und das Wasserschloß von Edelbach.
Bei diesem Wasserschloß von Edelbach, über welches Verfasser in der 8.Fortsetzung berichtet hat, wurde auch angemerkt, daß etwa

300 Schritte vom Burgstall entfernt ein 7-8 m hoher Damm die westlich des Burgstalles sich ausdehnende Wiese begrenzt. Dieser Damm ist im letzten Winter eingeebnet worden und damit verschwunden. Wie nun Verfasser erst nachträglich erfahren, wollte in Außer-Ochsenbach eine "Sage", eine "alte Überlieferung" wissen, daß in dem Damm "ein Kupferrohr von 1 m Durchmesser" verlaufe. Man hat daher gehofft, bei Einebnung des Dammes auf dieses Kupferrohr zu stossen, hat aber nichts gefunden.
Wie jede Sage, hat die Überlieferung von diesem "Kupferrohr" unzweifelhaft einen geschichtlichen Kern - der hier freilich noch nicht faßbar ist. (Dieses "Kupferrohr" soll übrigens bereits in "einem alten Buche" erwähnt sein!)

-.-.-.-.-.-.-.-.-.-.-.-.-.-.-

Wir haben im östlich der Jeßnitz sich ausdehnenden Teile der Gemeinde St.Anton/J. bereits eine Wehranlage (den Schloßkogel beim Hausbauern, siehe Beilage vom Juni 1965!) kennengelernt. Es scheinen jedoch in diesem Gebiete weitere Wehranlagen bestanden zu haben, denen wir uns nunmehr zuwenden wollen.

Gleich im vorhinein sei ausdrücklich festgehalten, daß Verfasser hinsichtlich dieser Wehranlagen in keinem einzigen Falle den eigentlichen Burgstall so eindeutig feststellen konnte, wie im Falle des Schloßkogels beim Hausbauern. Wenn er trotzdem glaubt, das Gefundene oder Vermutete vorlegen zu sollen, dann nur deshalb, um für spätere Forschungen Grundlagen zu schaffen. Verfasser stützt seine Annahmen u.a. auf das Namens- und nicht zuletzt auf das Sagengut, das er meist nur mehr in Bruchstücken auflesen konnte. Gerade dieses Sagengut schwindet aber von Jahr zu Jahr immer mehr, sodaß spätere Forscher vieles davon überhaupt nicht mehr vorfinden werden. Es sind daher nachstehende Ausführungen wohl schon deshalb gerechtfertigt, weil ihr Zweck nicht zuletzt auch darin besteht, das heute noch Vorhandene zu bewahren.

1. Hackstock-Rosenstein-Boding(Hunds)riegel

Von St.Anton/J., d.i. von der durch St.Anton/J. verlaufenden Straße zweigen drei Wege ab, welche durch je einen Graben, den Saggraben, den Bodinggraben und den Ortgraben hinauf auf den Schlagerboden führen. Alle drei Wege scheinen einst durch Wehranlagen gesichert gewesen zu sein. Wenden wir uns zunächst dem Bodinggraben zu:
Es war nicht erst die Auskunft, die Verfasser im Sommer 1967 erhalten: "Auf dem Hackstock soll, wie früher erzählt wurde, ein Schloßkogel, eine Burg gewesen sein", welche ihn auf den Hackstock aufmerksam gemacht und eine Wehranlage in seinem Umkreis hat vermuten lassen. Auf dem Hackstock, einen Gebirgsstock von 809 m Höhe, führt ein einziger elender Karrenweg, welcher, knapp bevor er die Höhe gewinnt, künstlich aus dem Felsen herausgearbeitet wurde. Oben dehnt sich eine leicht gegen Osten abfallende Hochebene von vielleicht 5 ha aus. Auf dieser Hochebene stand dereinst der schon vor mehr als 150 Jahren verschwundene Hof Hoch-Loidl. Hochloidl wurde er genannt, um ihn zu unterscheiden von den Höfen Mitter-Loidl (heute Bodingriegel, vulgo Loidlbauer genannt, Gruft Nr.21), sowie dem Hof Unter- oder Nieder-Loidl, welcher am westlichen Fuße des Hackstocks gelegen war und ebenfalls längst verschwunden ist.

Fortsetzung folgt.

(Schluß von Seite 38)

Es wurden vorwiegend schichtgebundene Räume angetroffen, auch die Decken der Canyonstrecken sind meist an Gesteinsschichten gebunden. Sehr interessant an diesem Objekt sind die häufig wechselnden Raumformen und die mächtigen Lehmablagerungen.

Zoologische Beobachtungen:

Bei zwei Befahrungen konnte unmittelbar am Beginn des Lehmtopfganges nach VP 13 je ein Feuersalamander gesichtet werden. An Fledermäusen konnten bei Winterbefahrungen beobachtet werden: Plecotus auritus (Braunes Langohr), zwei Barbastella barbastellus (Mopsfledermaus) und fast bei jeder Befahrung eine Kleine Hufeisennase (Rhinolophus hipposideros). In der Eingangsregion und im Lehmtopfgang wurde eine Anzahl verschiedener Spinnen, Fliegen und Mücken aufgesammelt. Zackeneulen (Scoliopterix libatrix) und Wegdornspanner (Triphosa dubitata) waren ebenfalls zu beobachten. Als echtes Höhlentier konnte an verschiedenen Stellen der Höhlenflohkrebs (Niphargus tatrensis), bestimmt von Dr.J.VORNATSCHER, aufgesammelt werden.

Literatur:

Unveröffentlichte Dissertationsarbeit von W.ABRAHAMCZIK über Karsterscheinungen in der Umgebung von Lunz am See, 1936.
Höhlenkundliche Mitteilungen des Landesvereines für Höhlenkunde in Wien u. NÖ, 26.Jg. Heft 3 - 1970.

Paul Renk
der Wahlwieselburger und Dichter

(Karl Kraushofer, Weinzierl)

(Schluß)

Das sind die Unterlagen, die wir finden konnten und die außerhalb Wieselburgs archiviert waren, da es trotz eifrigen Bemühens nicht möglich war, in Wieselburg Erschöpfendes über Paul Renk zu finden. Was aber in Wieselburg noch aufgetrieben werden konnte, war ein vervielfältigtes Testament von Renk und zwar bei Herrn Friseurmeister J.Fuchs, das sehr aufschlußreiche Einblicke gewährleisten läßt. Es stammt vom Jahre 1872 und ist von Renk handschriftlich ausgefertigt und einigemale abgeändert. Die letzte Änderung wurde am 20.Oktober 1876 vorgenommen. Dem Testament ist unter anderem zu entnehmen, daß er für Brautleute ein Heiratsgeschenk in Form von Büchern stiftete. Eines dieser Geschenkbücher mit Widmung ist ebenfalls noch vorhanden. Wörtlich heißt es dann weiter: "Zu Universalerben ernenne ich die hiesige Pfarrkirche z.h.Ulrich und das hiesige geistl.Armeninstitut zu gleichen Theilen ..." In einer Regeste aus jener Zeit lesen wir unter Paul Renk ..."1860 Stiftung des Armenhauses in Rottenhaus, wo 40 arme und kranke Personen Obdach und Pflege finden.." (5) Offenbar hat Renk in seinem Testament diese Institution gemeint.

Ehe wir abschließen, möge ein kurzer Hinweis über einen anderen Wieselburger die Betrachtung ergänzen. Der bereits zitierten Biographie des Klerus der Diözese St.Pölten entnehmen wir auf Seite 93, daß ein Glöckl Leopold, 1851 zu Mitterwasser, Pfarre Wieselburg geboren, ab 1873 in St.Pölten Theologie studierte. Er wurde 1873 zum Priester geweiht und war Kooperator in Neustadl. 1878 war er Lehrer im bischöflichen Taubstummeninstitut. Auch er hat sich schriftstellerisch betätigt, allerdings war es keine

schöngeistige Literatur, sondern pädagogische Lehraufsätze über Bildung und Erziehung der Taubstummen. Er dürfte auf diesem Gebiet den Schriften zufolge ein anerkannter Fachmann gewesen sein. Wir wünschen, daß diese Zeilen mithelfen, ein Stück Wieselburger Geschichte der Vergangenheit zu entreissen.

Quellen und Literaturnachweis:

1. Dr.Karl Gutkas, Stadtarchivar in St.Pölten:
"Geschichte des Landes Niederösterreich"III.Teil Seite 89
2. "Aus meinem Leben" von Karl Bienenstein, erschienen am 25.Oktober 1919 im "Allgemeinen Tiroler Anzeiger"
3. Bibliographie des Clerus der Diözese St.Pölten von der Gründung derselben bis auf die Gegenwart (1785-1889) v.Anton Erdinger Seite 93 und 208
4. Alois Plesser Heimatbuch der Stadt Pöchlarn Seite 210 (Erschienen 1929)
5. Geschichtliche Beilagen zu den Consistorial Currenden der Diözese St.Pölten II.Band unter Paul Renk

Zur Geschichte des Hufbeschlages und ihrer Zeugen im Raume Purgstall

(Franz Ressl, Purgstall)

2.Fortsetzung

Ein etwas größeres Hufeisen dieser Form (10.5 x 11 cm) fand um das Jahr 1925 Josef FABRIS sen. auf seiner Grundparzelle Nr.611/1/2 in Purgstall. Es unterscheidet sich von den vorigen durch die robustere Gestalt, durch die umgebogenen, spitz abgestumpften, nicht gestauchten Stollen, vor allem aber durch einen kräftigen dachförmigen Höcker am Zehenteil (Griff?). Das Hufeisen befindet sich im Besitze des Finders; ebenso ein um die selbe Zeit dort gefundener Brakteat (Wiener Pfennig) aus dem Jahre 1427 (Albrecht V.), der aber deswegen nicht für die Zeitbestimmung herangezogen werden kann, weil später auf dem betreffenden Grundstück noch andere Münzen, darunter auch eine römerzeitliche, gefunden wurden.
Im Oktober 1953 fand ich in Zehnbach am Fuße des Steinfeldberges ein ähnliches, etwas kleineres Hufeisen (9 x 11 cm), das durch einen Erdrutsch zutage kam. Das kräftige, gleichmäßig geformte Eisen weist schon etwas stärkeren Zehenteil und ebensolche Schenkel auf. Die in einer schwachen Falzrinne versenkten 6 Nagellöcher sind nicht mehr so oval und auch der Außenrand ist nur schwach wellig; die zu Stollen umgebogenen Schenkelenden sind bereits zusammengestaucht.
Ein etwas schwächeres, dafür aber größeres Eisen, das dem eben geschilderten "typengleich" ist, fand ich am 24.7.1961 in Rogatsboden auf einer Sandbank des Feichsenbaches. Der einzige, geringfügige Unterschied besteht darin, daß auf einem der Schenkel das erste Nagelloch vom Stollen so weit entfernt ist, wie der Abstand der Nagellöcher untereinander.
Daß diese verhältnismäßig leicht einzuordnenden wellenrandigen Hufeisen und die folgenden Formen einer langen mittelalterlichen Zeitepoche angehören, beweisen die zahlreichen, neben den schon genannten typischen Wellenrandhufeisen am Möslitz-Teich ergrabenen Hufeisenformen verschiedener Entwicklungsrichtungen. Dazu sei vorerst der Vermutung Platz eingeräumt, daß sich im Mittelalter die Verwendung von Hufeisen zwar noch auf besondere Gelegenheiten wie Reisen u. Märsche beschränkt haben dürfte (in der Regel scheinen ja die Pferde noch "barfuß" gegangen zu sein),daß aber vermutlich in Kriegszeiten ein enormer Bedarf bestand, sodaß bei den konzentrierten Hufeisenfunden am Möslitz-Teich an eine diesen Zwecken dienende Örtlichkeit (Feldhufschmiede,Sammelplatz u.dgl.),wo Hufeisen von Freund und Feind verwendet bzw.wiederverwendet oder abgewandelt nachgemacht wurden, gedacht werden kann.Von wo die einzelnen Typen wirklich herstammen und wann sie angefertigt wurden, ist derzeit nicht festzustellen.

Fortsetzung folgt.

26201-e

H E I M A T K U N D L I C H E
B E I L A G E
ZUM AMTSBLATT DER BEZIRKSHAUPTMANNSCHAFT SCHEIBBS

Nr. 8 August 197o 6. Jhrg.

Urelefanten-Molarzahnfund an der Erlauf.

(Heinrich Kubicek, Petzenkirchen)

Bei einer Schotterbaggerung am rechten Erlaufflussufer wurde in einer Sandgrube des Besitzers Leopold Lasselsberger durch den Baggerführer Franz Hell aus Petzenkirchen in einer Tiefe von ca. 8 m ein sehr gut erhaltener, fossiler Molarzahn eines Urelefanten gesichert. Der Zahn ist in der Mitte gespaltet, aber in beiden Teilen sehr guterhalten. Er hat ein Gewicht von 4.76 kg, ist 24 cm lang, 21 cm hoch und verschiedentlich 12 bis 15 cm breit. Nach den Zahnlamellen, der Kaufläche und dem Gutachten eines Sachverständigen zu schließen wird angenommen, daß es sich um einen Mahlzahn eines Urelefanten, Elephas antiquus handelt, da die ausgeprägten, dickwandigen und wellenförmigen Zahnlamellen von jenen eines Mammut wesentlich abweichen. Elephas antiquus dürfte im älteren Diluvium nicht gar so selten gewesen sein. Derselbe war noch kein Lebensgenosse der Menschen, wie ein Mammut. Beigefügt wird, daß in den Sandgruben entlang des Erlaufflusses seit Jahren verschiedene Proboscidenreste, vorwiegend Mammutmolarzähne, gefunden werden. Wie bekannt, verblieben bereits mehrere davon, die im Bezirksbereiche Scheibbs festgestellt wurden, unbeachtet und ungemeldet. Die geologischen Fundumstände und Formation von Niederndorf und Umgebung gleichen genau jenen die entlang der Erlauf im Bezirke Scheibbs obwalten. Im Mai 197o wurde unweit Breiteneich unweit der Bezirksgrenze ebenfalls ein Mammutmolarzahn sichergestellt.

Die Wehr- und Schloßbauten des Bezirkes Scheibbs

(Alois M.Wolfram, Scheibbs)

Fortsetzung von Nr. 7

Es wird nun erzählt, daß der Hof Hochloidl einen "guten Brunnen" hatte. Da ist jedoch einmal ein Feind, "der Franzos oder der Türk", ins Land gekommen und hat Quecksilber in den Brunnen geschüttet, worauf das Wasser "ausgfohrn" ist. Weil nun die Leute kein Wasser mehr hatten, haben sie den Hof verlassen müssen. Es wird ferner erzählt, daß einmal "einer" auf den Hackstock ein Hag errichten wollte., dabei ist ihm der eiserne Stössel, die eiserne Vorstoßstange, im Erdboden verschwunden. - Neben der Hausstatt des ehemaligen Hofes Hochloidl werden drei "Franzosengräber" gezeigt, aber auch ein großer Steinhaufen, der sog. "Geldsteinhaufen", von dem die Sage weiß, daß unter ihm eine große Kiste voll Geld vergraben liege. Alle diese "Sagen" weisen ziemlich eindeutig auf eine alte Wehranlage hin. Die Sage vom Feind, der Quecksilber in den Brunnen geschüttet, sowie die drei "Franzosengräber" lassen an Kämpfe bei einer Wehranlage denken, die Sage vom vergrabenen Schatz, vor allem

aber die "Stösselgeschichte", die so ziemlich von jeder alten Wehranlage des Bezirkes erzählt wird, sind ganz eindeutige Leitsagen zu alten Wehranlagen!
Am nördlichen Abhange des Hackstockes befindet sich eine größere Naturhöhle, die sog. "Fraun- oder Geld-Lucka", durch die man zu einem großen See unter dem Hackstock gelangen soll. Verfasser konnte schon wiederholt auf Naturhöhlen in unmittelbarer Nähe von alten Wehranlagen hinweisen und ist überzeugt, daß er so manche noch vorhandene bisher nur nicht gefunden. So hat er erst kürzlich nachträglich erfahren, daß auch unter der Robitzsteinburg (siehe Beilagen vom August und September 1967!) eine solche größere Naturhöhle sich befindet, in welcher 1866, als man die Preußen fürchtete, Bauern ihre Habe versteckt haben und in welcher sich auch 1945 Leute verborgen hielten, welche die Russen zu fürchten hatten.
Das Wort "Burg" kommt von "bergen, sich verbergen", sich in einem "Berg", d.i. in der Höhle eines Berges, verstecken, sodaß also die ursprüngliche "Burg" nichts anderes als eine "Berg-Höhle" gewesen. Die Tatsache nun, daß sich unter so vielen späteren Wehranlagen Naturhöhlen befinden, mag den Schluß erlauben, daß alle diese Höhlen in vorgeschichtlicher Zeit "Burgen", nämlich Bergungsorte gewesen, über denen dann in frühmittelalterlicher Zeit, in bewußtem Anschluß an sie, Wehranlagen, d.i. Burgen im damaligen Sinne errichtet wurden. Es mag aber da und dort die ursprüngliche Höhle auch noch zur Zeit der späteren Wehranlage als letzte Zufluchtstätte gedient haben! ---
Leider konnte bis heute der genaue Standort der auf dem Hackstock vermuteten"Burg" nicht gefunden werden. Er dürfte sich aber in der Nähe des Hofes Hochleidl befunden haben, denn dieser Hof dürfte der "Hof- oder Hausbauer" der Burg gewesen und muß dann ganz nahe bei ihr gelegen gewesen sein. Zu einer Burg gehörte aber meist (oder immer?) in einiger Entfernung auch ein Meierhof, welcher später nach Verfall der Burg, weil für einen Bauern zu groß, zwei-oder dreigeteilt wurde (siehe z.B. den Rittal-Meierhof bei der Burg Frankenstein!), wobei die neu bestifteten Höfe den Namen des alten Maierhofes erhalten haben und nur durch nähere Bestimmungswörter voneinander unterschieden wurden. - Am östlichen Fuße des Hackstockes liegen die Höfe Ober-, Mitter- und Unter-Hackstock, Gruft Nr. 26, 27 und 28. Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß einer dieser drei Höfe dereinst der Maierhof der Burg gewesen, die beiden anderen aber erst später dazugekommen sind. Manches spricht dafür, daß der heutige Hof Unter-Hackstock, zu welchem der ganze Hackstock gehört, dieser Meierhof gewesen ist.
Unterhalb des Hofes Unter-Hackstock liegt der Hof Gruft Nr. 22, "Rosenstein", d.i. ursprünglich "Unter dem Rosenstein", genannt. Heißt ein Bauernhof nur "Stein", d.i."Unter dem Stein", dann ist mit Sicherheit in seiner Nähe eine alte Burg = Stein anzunehmen. Ob auch bei zusammengesetzten Namen mit Stein, ist ja nicht so sicher, allein meistens ebenfalls sehr wahrscheinlich. So könnte auch unser Hof Rosenstein seinen Namen von einer Burg dieses Namens herleiten und somit sogar deren Namen bewahrt haben! (Da der Hof Rosenstein auf einem rötlichen Felsgestein erbaut ist, könnte man vielleicht seinen Namen auch von diesem "Roten Stein" herstammend sich denken, doch scheint dem Verfasser diese Herleitung sehr unwahrscheinlich!)
Ungefähr in der Mitte zwischen den Höfen Unter-Hackstock und Rosenstein liegt ein Wäldchen, ein Buchenschacherl, das vor allem dadurch auffällt, daß sein Boden mit zahllosen Felsbrocken übersät ist, aber auch zusammenhängende Felsgebilde, sog. "Mäuer", aufweist.

Man sieht in dem Wäldchen ferner einen alten Kalkofen, in welchem zum letzten Male nach dem Brande von Unter-Hackstock im Jahre 1930 Kalk gebrannt wurde. Damals aber und wohl schon bei früheren Bränden sind viele der herumliegenden Felsbrocken zu Kalk gebrannt worden, sodaß die Gesteinsansammlung in dem Wäldchen früher noch viel eindrucksvoller gewesen sein muß. Weiters findet sich in dem Wäldchen ein natürliches, annähernd rundes Erdloch von ca. 3 m Durchmesser und (derzeit) 2 m Tiefe, die sog."Grundlos-Lucka", in welcher alles, was man hineinwirft, schon nach kurzer Zeit versinkt und verschwindet. Noch vor wenigen Jahrzehnten soll dieser Erdspalt offen gewesen sein, sodaß man hineingeworfene Steine "lange Zeit nachhöllern" gehört hat, bis sie schließlich mit einem "Platscher" tief unten auf Wasser aufschlugen. Gerade auf dem Schlagerboden finden sich nicht wenige solcher "Luckan". Die bedeutendste ist in der Nähe des Hofes Hofstatt., Hollenstein Nr. 5, die bekannteste ist das "Schlag-Zauber-Loch" beim Hofe Schlag, Hollenstein Nr. 17, eine weitere auf der Pichlwiese beim Hofe Pichl, Hollenstein Nr. 6, zwei oder drei sieht man beim Hofe Schindlegg, Gabel Nr. 3, eine im "Eben-Raschl" beim Hofe Eben, Gärtenberg Nr. 3 usw. Von all diesen Luckan werden Sagen (richtige Schwänke) erzählt von versunkenen Ochsengespannen, die später weit weg bei irgend einem "Ursprung" wieder frischlebendig zu Tage gekommen, von hineingeworfenen toten Hähnen, die ebenfalls bei einem "Ursprung" lebend herausgekommen seien und gekräht hätten usw. Schließlich hat unser Wäldchen noch etwas Besonderes, nämlich einen eigenen Namen. Es wird von den Besitzern "Kuahboden" oder einfach "die Kuah" genannt, ist aber weit herum unter dem Namen "Hackstock-Kuah" bekannt. An diesem Wäldchen haftet nun die vielleicht merkwürdigste Sage des ganzen Schlagerbodens, die Sage von "der Schwarzen Kuah", die (aus zahlreichen Bruchstücken zusammengesetzt) ungefähr so lautet: "Vor vielen Jahren, lange vor dem letzten Brand im Jahre 1930, ist der Hof "Unter-Hackstock" schon einmal abgebrannt. Beim damaligen Wiederaufbau hat auch ein Zimmermann mitgearbeitet. Als dieser sich eines Tages verspätet und erst gegen Mitternacht vom Hofe weg hinab in den Bodinggraben heimzu ging, stand auf einmal, als er zum Kuahboden kam, die "Schwarze Kuah" vor ihm und hat ihm den Weg versperrt. Hinter ihm ist es plötzlich stockfinster geworden, sodaß er nicht mehr umkehren konnte. Vor ihm ist's ja sternhell gewesen, allein da stand die "Schwarze Kuah" und hat ihn nicht weitergehen lassen. In seiner Angst ergriff der Zimmermann seine "neue" breite Zimmermannshacke, rief aus: "Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Hl. Geistes und ..... ?" und schlug mit seiner Hacke drei Kreuzlein in einen Felsen neben dem Weg so,wie Holzknechte noch heute in Baumstöcke derartige Kreuzlein schlagen, und dabei ist seine "neue" Hacke gar nicht schartig geworden. Die "Schwarze Kuah" aber ist im selben Augenblick verschwunden und der Zimmermann konnte seinen Weg ungestört fortsetzen" ------- Nur ein Gewährsmann will gehört haben, daß die "Schwarze Kuah" aus der "Grundlos-Lucka"herausgekommen. Bei einigen weiteren Gewährsleuten war der Mann, dem die "Schwarze Kuah" begegnet, kein Zimmermann, sondern ein Holzknecht, alle aber versichern, daß die drei Kreuzlein heute noch zu sehen sind oder jedenfalls vor wenigen Jahren noch zu sehen waren.---

Etwa 10-12 Schritte östlich von dem erwähnten Kalkofen sieht man an dem alten, heute verödeten Weg quer durch das Wäldchen neben einer Buche einen Stein liegen, der sich auf den ersten Blick wenig von den übrigen herumliegenden Felsbrocken unterscheidet. Seine Länge

beträgt genau 75 cm, seine Breite 6o cm und er ragt an drei Seiten ungleichmäßig bis zu 4o cm aus dem Erdboden hervor. An seiner Oberfläche bemerkt man eine seichte Mulde oder Rinne und an deren unterem Rande ein etwa 5 cm breites und 15 cm tiefes Loch, dessen untere Öffnung nur mehr 3 cm breit ist. Man sieht aber vor allem auf dem Stein ein Kreuz eingemeisselt, dessen Balken 11 cm lang, ca. 1 cm breit und etwa 1/2 cm tief eingegraben sind. Daneben zeigen sich noch zwei verschieden lange Rillen. Wenn alle Gewährsleute von drei Kreuzlein sprechen, dann sind sie offenbar der Magie der Zahl Drei erlegen. Im Stein ist nur das eine Kreuzlein künstlich eingemeisselt. Die erwähnte Mulde oder Rinne, das Loch und die beiden Rillen neben dem Kreuz sind unzweifelhaft natürlich entstanden. Die beiden Rillen sind daher nicht, wie einige behaupten, "vom Regen verwaschene" oder "vom Moos zerfressene" ehemalige Kreuze! Wohl fand der Verfasser, nachdem er den Stein vom Moos gereinigt, noch ein fadendünnes Kreuzlein, allein dieses ist durch ein Spiel der Natur entstanden und von feinen Rissen im Stein, wie er deren noch viele aufweist, gebildet, nur daß sich hier zwei Risse zufällig kreuzen.
Wenn eine Frau dem Verfasser erzählte, ihre verstorbene Mutter habe "alleweil gesagt", der Stein mit den Kreuzen sei ein heidnischer Opferstein (mit Blutrinnen) gewesen, dann kann das unmöglich eine alte Überlieferung, sondern muß eine Erklärung des merkwürdigen Steines neuerer Zeit sein ----- die allerdings manches für sich haben mag!
Von der "Hackstockkuah" wird nicht nur die Sage von der "Schwarzen Kuah" erzählt, es wird auch von einem Schimmel berichtet, der dort gelaufen sein soll (Geisterschimmel finden sich übrigens häufig in der Nähe alter Wehranlagen!) und es werden noch viele "Geistergeschichten" von dem Wäldchen berichtet. "Dort hat es schon alleweil gegeistert, dort war es schon alleweil unheimlich", ist die allgemeine Überzeugung und es sind nicht wenige, welche dem Verfasser allen Ernstes versichert haben, daß sie sich auch heute noch bei Nacht, ja manche sogar bei Tag, nicht allein durch das Wäldchen zu gehen getrauen. Und wieviele mögen es sein, welche das Wäldchen genau so meiden, es aber nur nicht eingestehen wollen!

Zur Geschichte des Hufbeschlags und ihrer Zeugen im Raume Purgstall

(Franz Ressl, Purgstall)

Die Hufeisen jener Zeit waren noch grob gearbeitet, Neben den Wellenrandhufeisen sind diejenigen mit breitem Zehenteil gleichfalls im Frühmittelalter auftauchenden "spanischen Hufeisen" (werden den Spaniern als Erfinder zugeschrieben), die am häufigsten aufgefundenen Formen. Sie unterscheiden sich vor allem durch die nach hinten aufgebogenen Schenkelenden und die gestauchten, verschieden geformten Stollen, die teils unterschoben sind (ähnlich wie Klinkstollen), teils senkrecht oder in einem stumpfen Winkel nach hinten stehen. Bei den im Raume Purgstall gefundenen Hufeisen sind die Stollen in der Regel schwach nach vorne unterschoben bzw. gestaucht. Außerdem weisen einige eine Falzrinne auf. Eisen mit Falzrinne haben die auf jeder Schenkelseite eingelassenen 3 Nagellöcher eng stehen; das erste Loch ist zumeist von den Schenkelenden so weit entfernt, wie der Abstand vom ersten bis zum dritten Loch beträgt. Von den 5 vorliegenden Hufeisen stammen wiederum zwei vom Möslitz-Teich und zwar eines (drei Viertel erhalten), das zusammen mit den 3 Wellenrandhufeisen gefunden wurde und ein größeres, das 1934 A. GERSTL bei Erdarbeiten an der Aufböschung fand. Ein weiteres ergrub A. STAMMINGER aus etwa 1,5 m Tiefe im Juni 195o beim Lehmschaben südwestlich seines Hofes (Saghof) in

Schauboden (Maierhof Nr. 4). Im September 1952 fand ich ein halbes Hufeisen dieser Form auf der Dörrstubenbreite (Grundparz.Nr. 166, Gemeinde Purgstall). Südlich davon, wo heute die Köttlachsiedlung Nord liegt, las ich am 29.11.1955 bei Feldbegehungen ein Hufeisen auf, das als Übergangsform von "mit Falzrinne" zu "ohne Falzrinne" aufgefaßt werden kann. Nicht weit vom Saghof entfernt, an einem Erdrutsch am Schaubach, barg ich am 2o.4.1956 aus dem Bachbett zwei Hufeisen, von denen das größere mit Falzrinne neben dem auffallend breiten Zehenteil, auf einem Schenkel 4, auf dem anderen 3 Nagellöcher aufweist; das kleinere Stück besitzt keine Falzrinne. Eisen ohne Falzrinne sind im allgemeinen kleiner und weisen größere, etwas weiter auseinanderstehende Nagellöcher auf. Ein dafür bezeichnendes Eisen fand im Sommer 1952 H. KROPF am Ostrand des Marktes beim Ausheben einer kleinen Schottergrube. Kaum 4oo m nördlich davon grub 1952 der Gemeindebedienstete J. PLANK ein halbes Hufeisen beim Setzen eines Betonpfahles an der Oberndorfer Straße aus.
1927 wurde ein Stück beim Möslitz-Teich gefunden und 1938 gelangten zwei starke aber kleine Eisen bei Erdarbeiten im Hof der Florian'schen Gutsverwaltung zur Auffindung. Im Juni 195o fanden R. KUPETZ in Mühling, nahe der Schaubachmündung und ich etwas später auf einem nahe gelegenen Feld je ein halbes Hufeisen dieser Type (die beiden Hälften gehören nicht zusammen).
Zu den Hufeisenfunden vom Möslitz-Teich ist noch zu erwähnen, daß nach Aussagen von Bauern und Arbeitern im Jahre 1927 die Hufeisen in so großer Anzahl gefunden wurden, daß sie einen für diese Zwecke bereitgestellten Korb füllten. Weiters wurde 1937 bei Drainarbeiten südlich des Möslitz-Teiches ein Sporn gefunden, den ich an der Hauptschule Scheibbs meinem Geschichtslehrer übergab und der seither verschollen ist.
Von den frühmittelalterlichen auf die spätmittelalterlichen Hufeisen übergehend, sei bemerkt, daß von den spanischen Hufeisen und zwar von den größeren mit Falzrinne, die "alten deutschen Hufeisen" abzuleiten sein dürften. Es sind nämlich, was die Tragflächen- und Stollenform betrifft, Übergänge festzustellen. Als kennzeichnende Eigenschaft besitzen die erst im späten Mittelalter in Erscheinung tretenden, meist großen "alten deutschen Hufeisen" eine von außen nach innen abfallende Tragfläche, sehr breiten Zehenteil (vielfach schon mit Zehengriff) und breite, an den Enden stark verjüngte Schenkel. Die Grundform (breiter Zehenteil, schmale Schenkelenden mit Stollen) hat sich bis ins 18. Jh. erhalten.
Aus dem Purgstaller Gebiet liegen 5 alte deutsche Hufeisen vor (alle mit Falzrinne), von denen nur eines (!) einen Zehengriff besitzt. Es lassen sich zwei Grundformen unterscheiden und zwar eine schlankere (gefällige) Form mit beiderseits 3 Nagellöchern und eine breitere (plumpere) mit beiderseits 4 Nagellöchern. Von der ersteren Form sind 3 Stück vorhanden, von denen zwei stark abgenutzte ohne Fundortangabe (siehe jedoch unten) in der Volksschule Purgstall aufbewahrt waren, das dritte fand ich im August 1951 im Schaubach bei der Straßenbrücke Purgstall-Steinakirchen (Gemeindegrenze Feichsen-Lonitzberg). Das z.T. versinterte, nicht übergroße Eisen (11.7 x 13.7 cm) hat eine gefällige Form und weist schmiedetechnisch bestens geformte Stollen auf. Von der Form mit beiderseits 4 Nagellöchern sind 2 Exemplare vorhanden und zwar war eines ohne Fundortangabe in der Volksschule Purgstall aufbewahrt (mit Zehengriff), das andere wurde im Juni 195o von J. Brandstetter mit Hilfe eines selbstgebauten Tauchgerätes aus der Erlaf bei der Hochrieß gehoben (nach seinen Angaben fand er später an der selben Stelle ein zweites Eisen dieser Form). Das große Hufeisen (12.4 x 14.8 cm) mit breiten

Schenkeln und noch breiterem Zehenteil (Zehenteil so breit wie der Abstand zwischen den Schenkeln) weist derb gearbeitete, ein wenig nach vorne gestauchte Stollen auf. Prof. Dr. HABACHER stellte dieses Eisen und auch dasjenige "spanische Hufeisen", das 1934 A. GERSTL fand (siehe oben), ins 15. - 16. Jh.
Über die in der Volksschule aufbewahrt gewesenen Hufeisen liegen zwar Aufzeichnungen vor, doch ist heute nicht mehr festzustellen, ob es sich tatsächlich um diese Eisen oder aber um inzwischen verschollene kleinere Reitpferd-Hufeisen handelt. In den heimatkundlichen Aufzeichnungen der Lehrerin Anna PÖHNL für die Schule Purgstall (Erscheinungsjahr unbekannt, jedoch nach dem 1. Weltkrieg) ist zu lesen:" Vor ganz wenigen Monaten wurden bei Herstellung eines Abzugschachtes für einen Keller im Bauernhause Ramsau vier Hufeisen und ein Stück Gewehrlauf tief in der Lehmschichte gefunden. Die Form der Hufeisen ist dünn und platt; sie haben keinen Griff und keine Stollen; zwei befinden sich an der Schule, die anderen zwei hat ein Schmied von Steinakirchen, der sie zu einem Schild verwenden will. Der Gewehrlauf ist im Besitze des Finders. Mutmaßlich entstammen diese Funde der Türkenzeit, dafür spricht nämlich die exotische Form der Eisen. Daß sich an der Stelle ein Kampf abgespielt haben mag oder daß wenigstens die Fundgegenstände einer kriegerischen Zeit angehören, gibt der mitgefundene Gewehrlauf Zeugenschaft ab."
An dieser Stelle und in diesem Zusammenhang sei auch der Steigbügel von Zehnbach (?) erwähnt, der gleichfalls in der Schule ohne Funddaten aufbewahrt war und über den ich bereits in der Heimatkundlichen Beilage Nr. 12/1968, Seite 72 berichtete. Die zeitliche Einordnung dieses formschönen Steigbügels ist aus verschiedenen Gründen nicht möglich.
Ein jetztzeitiges Hufeisen, wahrscheinlich aus dem 19. Jh. stammend, das in der Stollenform von der heute üblichen abweicht, fand ich am 28.9.1961 bei der Feichsenbachmündung. Das durchaus der jetzigen Zeit entsprechende Hufeisen weist nämlich ein zu einem Stollen umgebogenes Schenkelende und ein ebensolches, aber außerdem angestauchtes Stollenende auf. Die immer wieder zur Auffindung gelangenden Ochseneisen, auch Ochsenplattl genannt (halbkreisförmige, am Hinterende abgestutzte Platten mit mehr oder weniger viel Nagellöchern und meist einem Befestigungshaken an der Zehenspitze), wurden hier deswegen nicht behandelt, weil die Mannigfaltigkeit der individuellen Formgebung keine auch nur annähernde Datierung zuläßt.
Zusammenfassend lassen sich die verschiedensten Rückschlüsse ziehen. Die Pferderassen betreffend, lassen die wenigen römerzeitlichen Hufeisenfunde (echte und Übergangsformen) erkennen, daß meist mittelgroße Pferde in Verwendung standen. Die Kleinheit der echten Wellenrandhufeisen läßt auf kleine Pferde,wie sie die Hunnen besaßen, schließen. Die spanischen Hufeisen zeugen wiederum von mittelkleinen bis mittelschweren Pferden und die alten deutschen Hufeisen beweisen, daß erst sehr spät die schweren Ackerpferde in den Dienst des Menschen gestellt bzw. von ihm gezüchtet wurden. Den Fundumständen ist zu entnehmen, daß mit Ausnahme der Möslitz-Teich-Funde, die meisten Hufeisen an größeren Wasserläufen gefunden wurden, was dieVermutung, daß bis ins späte Mittelalter Hufeisen vorwiegend nur zum Zwecke von Reisen und Märschen verwendet worden sein dürften, bekräftigt. Die meisten Furten waren ja noch schwierig zu passieren, was häufig zu Hufeisenverlusten geführt haben mag. Demzufolge ist es nicht verwunderlich, daß fast keine genau datierbaren Begleitfunde getätigt werden konnten und daher eine stichhaltige Altersbestimmung derzeit nicht möglich ist.

26.401-2

H E I M A T K U N D L I C H E
B E I L A G E
ZUM AMTSBLATT DER BEZIRKSHAUPTMANNSCHAFT SCHEIBBS

Nr.9 September 1970 6.Jhrg.

Als Beethovens Musiklehrer in Weinzierl weilte und hier musizierte

(Eine zeitgemäße Betrachtung anläßlich des Beethovenjahres)

K.Kraushofer, Weinzierl

Unter den Musikern, die mit Haydn im Schloß Weinzierl im Quartett spielten, war einer ebenfalls Berufsmusiker, wie Haydn selbst. Die anderen zwei, als Laienspieler, waren der Schloßbenefiziat "Fromiller de Presenegg", sowie der Pfleger (Verwalter) der Herrschaft Weinzierl, Matthias Leonhard Penzinger. Der Name des zweiten Berufsmusikers, der in Weinzierl mitwirkte, war Haydn's Jugendfreund Johann Georg Albrechtsberger. Gerade aber über Albrechtsberger gibt es in der Musikliteratur Unklarheiten, die scheinbar noch immer nicht restlos beseitig sind, obwohl Prof.Dworschak einwandfrei nachwies, daß dieser Albrechtsberger, der in Weinzierl spielte, jener berühmte Musiktheoretiker ist, der soviele namhafte Künstler zu seinen Schülern hatte. Erst vor einiger Zeit hat eine weitverbreitete Wiener Wochenzeitung, die einen Artikel über Haydn, Fürnberg und Weinzierl brachte, unter anderem folgende Ungenauigkeit veröffentlicht: ... "Das Violoncello (spielte) ein Herr Albrechtsberger, anscheinend auch ein Beamter des Schloßbesitzers ...". Bei einer solch irreführenden Aussage lohnt es sich, sich mit dieser Ungenauigkeit auseinander zu setzen und darzulegen, daß der Cellist im Haydnquartett nicht "ein Herr Albrechtsberger" schlechthin war, dessen Beruf dem Verfasser scheinbar nicht einmal bekannt war, sondern einer der ersten Lehrer der Musiktheorie der damaligen Zeit gewesen ist.

Johann Georg Albrechtsberger wurde am 3.Feb.1736 in der St.Martinspfarre zu Klosterneuburg geboren (war also etwa vier Jahre jünger als Haydn) und wie der Melker Benediktiner Ignaz Franz Keiblinger schreibt, sollen seine Vorfahren einen Bauernhof bei Weitenegg besessen haben, denn in den pfarrlichen Protokollbüchern von Weitenegg und auch Emmersdorf kommt dieser Name vor, ebenso in Maria Taferl, aber auch in Untertalheim läßt er sich nachweisen. Sogar in Pöchlarn nennt sich der Stadtrichter 1760-1768 Jakob Thomas Albrechtsberger und 1787-1792 erscheint ein Jakob Albrechtsberger (ein Sohn des vorigen?) bereits als Bürgermeister. In welchem Grad und ob auch diese Pöchlarner mit den anderen erwähnten gleichen Namen verwandt waren, ist nicht bekannt. Soviel über die Vorfahren und nun eine kurze Biographie. Der Junge war zuerst Sängerknabe in seiner Geburtspfarre und betrieb danach in Melk die Humanitätsstudien. Bereits in Melk spielte er die Orgel meisterhaft und als Josef II. anläßlich eines Besuches in Melk auch seine schöne Sopranstimme hörte, schenkte er dem musikbeflissenen Knaben einen Dukaten. Philosophie hörte Albrechtsberger im Seminar der Jesuiten in Wien, anschließend an dieses Studium kam er nach Raab in Ungarn, bereits als Organist, danach in gleicher Eigenschaft in unsere Gegend zurück und zwar nach Maria Taferl. Hier in Maria Taferl wird es dann gewesen sein, daß er sich mit seinem Jugendfreund Haydn wieder traf und aus dieser Begegnung dürfte seine Zusage zur Mitwirkung bei Haydn's Quartetten in Weinzierl stammen. In den alten Kirchen-

rechnungen von Maria Taferl wird heute noch eine Quittung Albrechtsberger's über ... "lezte Bezahlung meines Salarii ..." stammend aus dem Jahre 1759 aufbewahrt und dieses Jahr war ja auch das Ende der Musikdarbietungen Haydn's in Weinzierl. Da die Entfernung Maria Taferl von Weinzierl auch für damalige Verhältnisse kein großes Problem war, so konnte der Cellist stets bei den Vorträgen von Haydn's Musik dabei sein. Von Maria Taferl übersiedelte er wieder in das Stift Melk und brachte es unter dem Chorregenten Kimmerling im Orgelspiel bald zu vollendeter Meisterschaft, ja nach dem Zeugnis seines Freundes Michael Haydn (er war anscheinend mit beiden gut bekannt) konnte ihm niemand den Ruhm eines hervorragenden Orgelspielers streitig machen. Als am Ostersonntag des Jahres 1764 Josef II abermals in Melk weilte und das kunstreiche Orgelspiel Albrechtsbergers hörte, stellte er ihm den Antrag, sich um die Hoforganistenstelle in Wien, zu bewerben, sobald dieselbe vakant sei. Anschließend an die Melker Zeit verbrachte er einige Jahre in Schlesien, aber bereits im Jahre 1772 wurde er mit dem freigewordenen Posten betraut. Nun begann ein steter Aufstieg, verbunden allerdings mit harter Arbeit und 1798 wurde er Mitglied der Akademie der Musik in Stockholm. Unter seinen vielen prominenten Schülern war einer, der heuer ganz besonders gefeiert wird: Ludwig van Beethoven. Aber Albrechtsberger hatte nicht nur theoretische Arbeiten über Generalbaß, Harmoniedehre und Tonsetzkunst verfaßt und veröffentlicht, sondern auch selber ganz hervorragend als Komponist gewirkt. Allerdings ist er leider gegenüber seinem Freund Haydn stark in Vergessenheit geraten und es wäre sicherlich eine dankbare musikalische Reminiszenz, wenn gelegentlich einmal neben Haydn's Quartetten auch Werke seines Freundes in Weinzierl zur Aufführung gelangen würden. Prof.Dr.F. Dworschak entdeckte in den Musikarchiven von Maria Taferl und Melk eine Reihe bisher nicht genannter Arbeiten von Albrechtsberger. Beispielsweise befindet sich die Originalpartitur einer Kantate Albrechtsbergers, die am 21.Jänner 1765 aufgeführt wurde, in der Wiener staatlichen Musiksammlung. Hatten Haydn und Albrechtsberger gemeinsam viele schöne Stunden bei herrlicher Musik in Weinzierl verbracht, so vereinte sie auch das Jahr 1809 im Tode. Albrechtsberger starb am 7.März, Josef Haydn am 31.Mai.

Quellen: Dr.F.Dworschak "Joseph Haydn und Josef Weber von Fürnberg" in "Unsere Heimat" Jahrgang 5 Nr.6/7.
I.F.Keiblinger: Geschichte des Benediktinerstifes Melk, I.Bd. Seite 1015, 1019, 1020. Plesser: Heimatbuch der Stadt Pöchlarn, Seite 105, 106.

Zur Geschichte des Hufbeschlages und ihrer Zeugen im Raume Purgstall

(Franz Ressl, Purgstall)

(Schluß)

Trotz der Mannigfaltigkeit verschiedener Hufbeschlagsysteme läßt die vorstehende Darstellung erkennen, daß sie sich in der betreffenden Gegend eigenartig nebeneinander ausgebildet und mehr oder weniger lange Zeit erhalten haben.

Literatur:
BAUER, T.(1944): "Handbuch des Hufbeschlages". Verlag von E.S.Mittler u.Sohn, Berlin.
GROSSBAUER, J.(1923): "Der Huf- u.Klauenbeschlag". Fünfte Auflage, neu bearbeitet von F.HABACHER; Universitätsbuchhandlung Wien u. Leipzig.

Die Wehr- und Schloßbauten des Bezirkes Scheibbs

(Alois M.Wolfram, Scheibbs)

Fortsetzung von Nr.8

An dem Wege, der vom Unterhackstock durch das Wäldchen gegen Rosenstein führt, hängt an einem Birnbaum ein Muttergottesbild. Ursprünglich soll dort an einer Ruste ein Bild des hl.Isidor aufgehängt worden sein, das später durch ein Leonhardibild ersetzt wurde, bis dann die heutigen Besitzer das erwähnte Muttergottesbild und zwar an dem Birnbaum, nachdem die Ruste gefällt worden war, angebracht haben. Das erste Bild soll nun, so wird versichert, wegen der "Schwarzen Kuah" dort aufgehängt worden sein. Tatsächlich soll auch das "Geistern" in dem Wäldchen seither aufgehört oder doch nachgelassen haben. ----------

Der Hackstock mit seiner leicht gegen Osten geneigten Hochebene ähnelt dem Taferlberg bei Nikolsburg in Südmähren, dem Braunsberg bei Hainburg und irgendwie dem Kürnberg bei Linz, auf welchen drei Bergen je eine vorgeschichtliche wehrhafte Siedlung nachgewiesen ist. Wäre es nun zu gewagt, eine solche auch von den Hackstock anzunehmen (die später von einer frühmittelalterlichen "Burg' d.i. Wehranlage abgelöst wurde), zu welcher das Wäldchen mit seinem merkwürdigen Stein als Opferstätte gehört hätte?? Solchen alten heidnischen Opferstätten blieb oft in der Erinnerung des Volkes etwas Unheimliches anhaften, das durch christliche Zeichen wie Kreuz und Heiligenbild etwas gemildert, aber nicht vollständig gebannt wurde. Es soll übrigens nicht nur in dem Wäldchen, sondern auch um den Hof Unter-Hackstock selber herum, zu welchem das Wäldchen gehört, "alleweil gegeistert" haben. (Das ist übrigens einer der Gründe, warum Verfasser annimmt, daß gerade dieser Hof der alte Meierhof - siehe oben!- gewesen.)

Noch etwas soll nicht unerwähnt bleiben. In den Dreissiger-Jahren gab es um den Hackstock herum eine große Aufregung über eine Bäuerin eines der Höfe, welche als "Hexe" verschrien war und über deren "Hexereien" die wildesten Geschichten im Umlauf waren und heute noch erzählt - und teilweise geglaubt! - werden. - Diese Geschichten haben mit unserem Vorhaben ja nichts zu tun und es kann auf sie schon aus Rücksicht auf heute noch lebende Nachkommen der braven, fleißigen Frau, die da zu Unrecht in Verruf geraten war, nicht näher eingegangen werden. Allein die Tatsache selbst erscheint höchst merkwürdig. Verfasser hat auf dem Schlagerboden von noch drei weiteren "Hexen" gehört, die alle drei in unmittelbarer Nähe von vermuteten alten Wehranlagen gewohnt haben sollen. Kann dies Zufall sein? Oder ist es nicht vielmehr so, daß man die "Hexen", die sonst ganz allgemein im Glauben des Volkes eine so große Rolle gespielt haben, vielleicht aus einem Unterbewußtsein heraus, gerade an sagenumwobenen Orten angesiedelt hat. Sagenumsponnene Orte aber sind sehr häufig Orte mit alten, verschwundenen Wehranlagen, und so mag das Aufleben des alten Hexenglaubens in den Dreissiger-Jahren rund um den Hackstock herum ein weiterer Hinweis auf die hier vermutete Wehranlage sein! . . .

Wandert man von St.Anton/J. in den Bodinggraben hinein, gelangt man nach etwa 15 Minuten zum Hof Gruft Nr.19, "Boding", vulgo Bodingsimmerl genannt, der dort rechter Hand gleich über dem Bache gelegen ist. Unterhalb des Hofes ragt ein Felsblock von mehreren Meter Höhe auf, um den sich der Bach herumwindet. Von dem Felsblock weg zwängt sich das Wasser etwa 40-50 Schritte weit durch eine enge Felskluft, die schließlich zu einem fast runden Becken von etwa

3 m Durchmesser sich weitet, in das die Wasser 1 m tief abfallen. Aus dem Becken fließt das Wasser durch eine schmale Rinne in einen breiten Tümpel, denn hier endet die Felskluft. Das erwähnte runde Becken mag im Laufe der Jahrtausende durch bei Hochwasser herumgewirbelte Steine ausgehöhlt worden sein. Jedenfalls ist nicht daran zu zweifeln, daß dieses Becken die Boding, der Bottich, ist, welcher Graben und Bach seinen Namen gegeben. Der Name "Boding" für das Becken ist heute nicht mehr üblich, die Leute sagen zu ihm "Bodingtimpfü".

Hoch über dem Hof Gruft Nr.19, "Boding", ursprünglich "bei der Boding", liegt der Hof Gruft Nr.21, "Bodingriegel", vulgo Loidlbauer, früher aber, wie wir oben gesehen, auch "Mitter-Loidl" genannt. (Der dem Verfasser unverständliche Name "Loidl" mag ursprünglich ein zweiter Name für den Hackstock gewesen sein?).. Der Name Riegel aber scheint auf einen Absperr-Riegel, eine Wegsperre hinzuweisen, welche sich bei dem vorerwähnten Felsblock befunden hat. Jedenfalls gibt es in dem ganzen, 5 km langen Bodinggraben keine zweite Stelle, die nur annähernd so günstig für eine Wegsperre gewesen wäre, wie bei diesem Felsen. "Bodingriegel" wird aber auch das Gelände vom Bach hinauf zum Loidlbauer genannt, der richtiger bis zu einer auffälligen Geländestufe unterhalb des Hofes, heute eine ebene Wiese, die vielleicht eine Wehranlage zum Schutze des "Riegels" getragen, wenn nicht ursprünglich der Hof Loidlbauer selber auf dieser Geländestufe gestanden und sein Besitzer die Wegsperre zu betreuen hatte. Auf der anderen Tallehne liegt in gleicher Höhe mit dem Loidlbauer und diesem schräg gegenüber der Hof Gruft Nr.17 mit dem Namen "Hundsriegel". Nach Dr.Rudolf Freytag, "Hund in unseren Namen" in Baierische Hefte für Volkskunde, 1940, XIII, 3 gehen Hund-Namen meist auf einen Hunt, einen Hundertschaftsführer der ersten deutschen Besiedlung zurück. Es scheint also auch hier ein "Hunt", ein Anführer seinen Sitz gehabt zu haben, dann aber höchstwahrscheinlich in der auf dem Hackstock angenommenen Burg, der auch die Wegsperre als Vorwerk zur Burg hat anlegen lassen, welche dann einerseits den Namen "Bodingriegel" erhalten, weil sie bei der "Boding" gelegen war, die aber auch unter einem zweiten Namen, nämlich Huntsriegel, "Riegel des Hunt", bekannt gewesen und dem Hof Nr.17 den Namen "beim Hundsriegel" gegeben hat. Es ist aber auch durchaus möglich, daß es im Bodinggraben einen zweiten Riegel, eine zweite Wegsperre gegeben hat, nämlich neben dem Bodingriegel weiter oben noch einen Hundsriegel. Dieser könnte dann auf der Höhe der Pointmühle, Gärtenberg Nr.10, gewesen sein, denn auch dort hat es "schon alleweil gegeistert", auch über diese Stelle sind dunkle Erinnerungen an unheimliche Erlebnisse lebendig. So wird erzählt:

"Der alte Bosrückler ist einmal bei Nacht, s'Manat hat geschienen, durch den Bodinggraben heimgangen. Da sieht er beim Pointbrunnen "oa" stehen, die ein Roß beschlagen wollten. Sie haben den Bosrückler angeredet und gebeten, er solle ihnen helfen, die Hufe aufzuheben. Der hat das gemacht und als das Roß beschlagen war, haben sie ihm eine Handvoll Hufnägel als Lohn gegeben. Wie er dann weitergeht, der Bosrückler, hat er die Nägel angeschaut und gesehen, daß sie alle verrostet gewesen. Da hat er sie weggeworfen und nur zwei ins Leibltaschel gesteckt. Wie er aber daheim die zwei Nägel herausgenommen hat, sieht er, daß sie ganz aus Gold waren. Da ist er geschwind zurück zu der Wiese, auf der er die anderen weggeworfen, hat sie aber nimmer gefunden."

Fortsetzung folgt.

Über einige interessante Pilzfunde in der Flyschzone des Bezirkes Scheibbs

(Franz Ressl, Purgstall)

In Nr. 1/1968 (Seite 1-2) der Heimatkundl. Beilage wurde über den Erstnachweis des Tintenfischpilzes im Bezirk Scheibbs berichtet. Dieser tropisch anmutende "Blumenpilz" wurde bekanntlich 1967 erstmals von A. BRANDHOFER in Petzelsdorf gefunden und damit der derzeit östlichste Verbreitungspunkt in Europa fixiert. Im September 1968 konnte der Tintenfischpilz dann am Steinfeldberg (Zehnbach) in einer Viehweide mit lockerem Birken- und Rotföhrenbeständen zahlreich angetroffen werden (RAUSCH u. RESSL). Die meisten Exemplare waren fünfarmig und standen meist in Gruppen von 5 bis 12 Stück. Der von West nach Ost vordringende Pilz hat sich somit in der Flyschzone unseres Bezirkes rasch das Heimatrecht erworben.

Es gibt aber bei uns eine ganze Anzahl von Pilzen, die zwar nicht wie der Tintenfischpilz als Einwanderer gelten, die aber wegen ihres sporadischen und nur fallweisen Erscheinens (werden nur ganz selten gefunden) nicht minder interessant sind. Im für Pilze besonders günstigen Herbst 1968 sammelte ich eine größere Anzahl Arten, von denen drei in ihrer Gestalt auffällige Erscheinungen repräsentieren.

Der wohl prägnanteste unter ihnen ist die elfenbeinfarbige Sattel-Lorchel (Leptopodia ephippium (LEV.) BOUD.= Helvella e.), von der ich am 8.10.1968 in Purgstall links der Erlaf unter Gebüsch auf vermoostem Diluvialschotter 8 Exemplare fand. Die in ganz Mitteleuropa sehr seltene Art fällt durch ihre eigenartige Gestalt besonders auf. Auf einem schlanken, unregelmäßig eingedelltem Stiel sitzt der sattelförmige dünnlappige Hut, dessen Unterseite ebenso "glatt" wie die Oberseite ist.
Ein anderer sehr dekorativer, vielen Pilzfreunden bekannter Pilz ist der Krause Ziegenbart (Sparassis erispa), der, obzwar nicht allzu selten, höhere Ansprüche an seine Umwelt stellt als andere Vertreter der "Bärentatzen" und demzufolge nur an geeigneten Plätzen (Sandboden in Nadelwäldern) gefunden werden kann. In den Bauernwäldern von Sölling und Feichsen sehr vereinzelt vorkommend, gelang Herrn HOFER am 25.10.1968 der Fund eines Prachtexemplares in Pögling (Gem. Lonitzberg). Der Pilz wuchs aus einem Nadelholzmoderstock auf ausgesprochen feinsandigem Boden.
Schließlich sei noch der Ziegelrote Rißpilz (Inocybe patouillardii) genannt, den ich am 14.10.1968 in Zehnbach (Südausläufer des Steinfeldberges) auf stark vermooster Hangwiese fand. Diese gleichfalls nur sporadisch auftretende Art zählt zu unseren giftigsten Pilzen überhaupt (giftiger als der Knollenblätterpilz).

Alle hier genannten Pilze wurden von Herrn Dr. H. RIEDL (Naturhist. Museum Wien) determiniert bzw. überprüft, wofür ihm an dieser Stelle aufrichtig gedankt sei.

Literatur:

RIEDL, H. (1967): "Anthurus archeri (BERK.) ED. FISCHER - neu für Niederösterreich" Österr. Botan. Zeitschr., Bd. 114, Heft 3, 346-347.

Klimatisch bedingte faunistische Veränderungen im Bezirk S c h e i b b s

(Franz Ressl, Purgstall)

Nicht nur durch das vielfältige Zutun des Menschen wird unser Faunenbild verändert, sondern auch auf ganz natürliche Weise treten ständig Verschiebungen innerhalb der Lebensgemeinschaften auf. Vorwiegend die klimatischen Einwirkungen veranlassen so manche Tierart, den ursprünglichen (autochthonen) Lebensraum zu verlassen oder diesen beträchtlich auszuweiten. Diese Veränderungen, egal aus welchem Grunde sie sich vollziehen, bedürfen oft sehr langer Zeiträume, so daß ein kurzlebiges Menschenalter nicht imstande ist, die Vorgänge zu erfassen. Wir sind daher nicht nur auf langjährige und großräumige Beobachtungen (z.B. Literaturstudien) angewiesen, sondern müssen auch den Einschlüssen junger geologischer Bildungen besondere Beachtung schenken. Über die hochinteressanten und aufschlußreichen Schneckenhausfunde in den Tufflagern bei St. Anton a.d.J. habe ich bereits in der Heimatkundl. Beilage Nr. 1/1969 berichtet. Ergänzend sei dazu bemerkt, daß ich Helicella obvia als derzeit einzigen Vertreter der Helicellinen im Bezirk Scheibbs an der Seebachlacke (Gaming) nachweisen konnte (9.6.1963).

Die in menschheitgeschichtlicher Zeit stattgefundenen und sich immer noch vollziehenden Artverschiebungen sind so mannigfaltig, daß es bei vielen Arten schwierig ist zu unterscheiden, ob tatsächlich nur natürliche Einflüsse für die einzelnen Veränderungen ausschlaggebend waren bzw. sind. Bis zu Beginn der Neuzeit dürfte der Mensch nur geringfügig zur Faunenumgestaltung beigetragen haben, so daß wir annehmen dürfen, daß tatsächlich vorwiegend klimatische Faktoren für die Veränderungen ausschlaggebend waren. Wie ich schon in Nr. 8 u. 9/1966 der Heimatkundl. Beilage den Weinbau im Bezirk Scheibbs betreffend, WERNECK's Ausführungen exemplifizierte, erreichte in Mitteleuropa eine trockenwarme Klimawelle um 1600 ihren Höhepunkt, die bis etwa 1900 rückläufig war und jetzt wieder ansteigende Tendenz zeigt.

Nun können wir älteren Aufzeichnungen entnehmen, daß gerade zu Ende des 16. Jahrhunderts einige wärmeliebende Vogelarten aus unserer engeren Heimat verschwunden sind. Der wohl bekannteste unter ihnen ist der Schopfibis oder Waldrapp (Geronticus eremita L.), der vom Schweizer Zoologen Konrad GESNER 1555 erstmals als Waldrapp= Waldrabe beschrieben wurde. Der heute noch an einem Punkt in Kleinasien, sonst in Syrien, Arabien und Abessinien lebende Waldrapp ist in Nordafrika und Südeuropa (dort im 18.Jh.) ausgestorben (in letzter Zeit in Nordafrika wieder sehr lokal beobachtet). Im Alpenraum zu Ende des 16. Jahrhunderts verschwunden, besiedelte er einzelne Punkte der schweizerischen und österreichischen Alpen (auch in Bayern). So sind z.B. die Brutplätze am Mönchsberg bei Salzburg und am Schloßberg bei Graz berühmt. Sicherlich war aber der Waldrapp auch in anderen Teilen der Alpen heimisch, nur wurde er dort, dem damaligen Bildungsgrad entsprechend, nicht registriert. Da der seltene Vogel steil abfallende Felswände in der Nähe nahrungsreicher Flußniederungen bevorzugte, wäre ein Vorkommen im Bez. Scheibbs durchaus möglich gewesen (am Peutenburger Fels denkbar). Sollten in Felsspalten, Höhlen u.dgl. lange dünne Vogelknochen gefunden werden, nicht achtlos liegen lassen, sondern einer wissenschaftlichen Untersuchung zuzuführen.

Fortsetzung folgt.

H E I M A T K U N D L I C H E
B E I L A G E
ZUM AMTSBLATT DER BEZIRKSHAUPTMANNSCHAFT SCHEIBBS

Nr. 10 Oktober 1970 6.Jhrg.

Die Digitalisarten unseres Gebietes.

Franz Jungwirth,Scheibbs

Innerhalb der Mitteleuropäischen Staudenflora, zählen die Digitalisarten zu den attraktivsten Blütenpflanzen der heimischen Wälder. Dies dürfte auch der Grund dafür sein, daß besonders der rote Fingerhut in der ursprünglichen Art, aber auch als Hybride in vielen Zuchtformen als Zierpflanze in den Hausgärten gehalten wird.

Im Gebiet des Bezirkes Scheibbs, kommen alle drei Arten wildwachsend vor, wobei jedoch auf die Annahme hingewiesen werden muß, daß Digitalis purpurea, eine Art, die im vorigen Jahrhundert in Bauerngärten sehr häufig gezüchtet wurde, durch Samenflug verwildert sein könnte.

Alle drei Fingerhutarten sind gefährliche Giftpflanzen, sie enthalten in allen Teilen, besonders aber in den Blättern und Samen Glykoside und zwar die Giftstoffe: Digitalin, Digitalein, Digitoxin und Digitomin.

Digitalis purpurea zählt zu den wertvollsten Drogen der modernen Medizin. Das Herzmittel Digitalis wirkt heftig auf das linke Herz und somit auf den großen Blutkreislauf, während das Präparat aus der Meerzwiebel (Scilla) seine Wirkung auf das rechte Herz beschränkt. Eine gefahrliche Giftpflanze, von der ein Genuß von 3 bis 4 Blättern bereits tötlich wirken kann, wird durch richtige Dosierung ihres Giftstoffes zum lebensrettenden Segen für die Menschheit.

Interessant ist, daß in den medizinischen Schriften der Antike keine Hinweise auf die Wirkung von Digitalis zu finden sind. Die gleiche Digitalislücke finden wir im Mittelalter, was darauf zurückzuführen sein dürfte, daß damals die medizinischen Erkenntnisse der Antike übernommen wurden. Es wird vielfach angenommen, daß das, auf die subatlantische Region beschränkte Vorkommen der Pflanze, der Grund dafür ist. Erst im Jahre 1785 gab der englische Arzt William Withering die ersten Hinweise auf die Wirkung des roten Fingerhutes in der Medizin.

Die Fingerhutarten gehören zur großen Familie der Scrophulariàceae (Rachenblütler) mit folgenden Spezies:

Digitalis purpurea - roter Fingerhut.

Bis 1.5 m hohe, zweijährige Pflanze mit einseitiger Blütentraube. Die außen kahle, rachenförmige Blütenkrone mit fünfzipfeligem Kelch ist leuchtend karminrose, innen heller mit weißen Haaren bedeckt und mit schwarzroten-weißgerandeten Flecken (Saftmalen) versehen. Der kräftige, etwas filzige Stengel trägt die dunkelgrünen Blätter und ist nur ausnahmsweise verzweigt. Diese Art, da kalkfliehend, ist die seltenste im Bezirk und kommt nur dort in kleinen Relikten vor, wo das Schiefergestein bis an die Oberfläche tritt. Daher besonders schonungsbedürftig. Durch reichlichen Samenausfall ist dort, wo sie nicht vom Menschen ausgerottet wird, für ein weiteres Bestehen gesorgt.

Digitalis grandiflora (großblütiger Fingerhut).

Eine zweijährige, teilweise auch perennierende, bis zu einem Meter hohe Staude mit gleicher Blütenanordnung wie D.purpurea. Der weichhaarige Stengel trägt die hellgrünen-behaarten Blätter und die großen, blaß schwefelgelben, gelbbraun geäderten Blüten.

Diese Art ist die häufigste im Bezirk und sie kommt in allen Wäldern der Berggegenden bis in die Täler herab vor. Schon seiner Schönheit wegen sollte aber auch der großblütige Fingerhut weitgehendst geschont werden.

Digitalis lutea (gelber Fingerhut).

Die kleinste aller Fingerhutarten, sowohl in Bezug auf Wuchshöhe, als auch auf Blütengröße. Der kahle Stengel, welcher selten höher als 50 cm wird, trägt die kahlen, gesägten Blätter und die außen kahlen, innen haarigen, ungeäderten zahlreichen hellgelben Blüten. In unserem Gebiet wird meist der großblütige Fingerhut mit "gelber Fingerhut" bezeichnet, unter Hinweis auf die gelbe Blütenfärbung. Die Unterscheidung ist relativ leicht, da die Blüten von D.lutea wesentlich intensiver gefärbt und erheblich kleiner, als bei der vorherigen Art sind. Digitalis lutea kommt in unserem Gebiet wieder wesentlich seltener vor und ist hauptsächlich auf die höheren Berge beschränkt. Auch diese Pflanze ist zweijährig, selten perennierend. Dieser Art gebührt besonderer Schutz.

Auch die beiden letztgenannten Arten sind starke Giftpflanzen und enthalten die gleichen Giftstoffe wie der rote Fingerhut. Alle Digitalisarten, werden entsprechend ihrer Blütenform von Hummeln beffuchtet (Hummelpflanzen). Digitalis grandiflora und besonders Digitalis lutea, gedeihen gut auf kalkhaltigem Boden.

Klimatisch bedingte faunistische Veränderungen im Bezirk S c h e i b b s

(Franz Ressl, Purgstall)

Fortsetzung von Nr. 9

Eine weitere alpine Vogelart, die heute in unserem Bezirk fehlt, ist der südpaläarktisch verbreitete Steinrötel (Monticola saxatilis L.), der in den österreichischen Alpen schon recht selten und sporadisch auftritt. Daß sein Rückzug schon vor geraumer Zeit stattgefunden haben muß, beweist die Tatsache, daß er weder von Schleicher in der Faunenliste des Ötscherbuches (1859), noch in Kühnelt's Beitrag im Ybbstalbuch (1948) aufscheint und auch aus letzter Zeit keine Beobachtungen vorliegen. Obwohl, wie eben erwähnt, in Schleicher's Liste nicht aufscheinend, finden wir doch im Ötscherbuch einen Hinweis auf diese seltene Vogelart. Im 5. Abschnitt (Die Ötscherhöhlen) wird berichtet, daß am 6. September 1591 unter Führung von Richard Strein die erste genaue Untersuchung der Ötscherhöhlen gestartet wurde. Im teilweise wiedergegebenen Bericht "Strein's über das Geldloch ist zu lesen :" Daselbst ist ein Steinredel gegen uns geflohen aber uns entwischt, so habe ich auch andere Vögelfedern Gefunden, Aber so Vermoschet, das Sie nicht mehr zu erkennen Gewest." Daraus geht hervor, daß Strein einerseits zoologische Studien durchführte, andererseits den Steinrötel gut gekannt haben muß (vielleicht aus tieferen Lagen) und deshalb angenommen werden kann, daß der Steinrötel noch zu Ende des 16. Jahrhunderts, also am Höhepunkt der pannonischen Klimawelle im Bergland unseres Bezirkes allgemeine Verbreitung besaß.

Die Wehr- und Schloßbauten des Bez.Scheibbs

(Alois M.Wolfram, Scheibbs)

Fortsetzung von Nr. 9

Mit dem oder den erwähnten Riegeln, den Wegsperren, scheint auch der weiter oben im Bodinggraben gelegene Hof "Luag", Gärtenberg Nr. 15, in Zusammenhang gestanden zu sein. Wie Verfasser schon im Weidagraben von St. Georgen/L. und im Lueggraben von Scheibbs je einen Riegelbauer und einen Luagbauer benachbart gefunden, so auch hier. Aufgabe des Luagbauern scheint es gewesen zu sein, auszulugen, Ausschau zu halten und Zeichen zu geben, des Riegelbauern aber, den Weg abzuriegeln, sobald der Luagbauer einen Feind gemeldet.

Vorstehende Ausführungen enthalten ja - worauf schon Eingangs ausdrücklich hingewiesen wurde! - viele heute noch unbewiesene, wie dem Verfasser aber scheint, nicht unbegründete Vermutungen, die er im Interesse der weiteren Forschung glaubte vorlegen zu sollen.

Zum Schlusse sei lediglich angemerkt, daß auch in Bodingbach bei Lunz am See zwei Hackstockhöfe und ein Bauernhaus Rosenstein sich finden - was kein Zufall sein kann!

2. Brandlstein.

Ein zweiter Weg - von Scheibbs aus gesehen ist es der erste Weg, der auf den Schlagerboden führt - verläuft durch den Saggraben, welcher seinen Namen wohl von der ehedem in ihm befindlichen Sägemühle herleitet. Auch dieser Weg scheint dereinst durch eine Wehranlage gesichert gewesen zu sein.

Dort stand hoch droben der Hof Brandlstein, Gnadenberg Nr. 2, dessen Stelle heute ein unbewohntes Haus einnimmt, das von 1942 bis 1951 dem Wiener Dichter und Schriftsteller Franz Spunda eignete. In der Scheibbser Pfarrbeschreibung von 1632 wird der damals noch bestehende Hof "Brändlstain" genannt und nach dem Oetscherbuch II, 69-73 hat Heinrich von Jeßnitz im Jahre 1335 sein "Heimwesen Prentleinstein in der Görten" an Herzog Albrecht II. verkauft.

Hinter dem heutigen Hause Brandlstein liegt ein kleiner Kogel, der an drei Seiten steil abfällt, an der vierten Seite aber durch einen offensichtlich künstlich angelegten Graben von der Hausstatt getrennt ist. Von dieser führt ein schmaler Damm durch den Graben zu dem Hügel. Der Hügel gleicht nun in Gestalt und Größe einem künstlich zubereiteten Erdunterbau einer alten Hausberganlage und zwar so sehr, daß im Zusammenhalt mit dem allein schon "burgenverdächtigen" Namen B r a n d l - s t e i n wohl schwer daran zu zweifeln ist, daß hier tatsächlich einmal eine Hausberganlage, eine alte Wehranlage bestanden hat. Dazu kommt noch die angeblich alte Überlieferung (von welcher Verfasser durch den heutigen Besitzer des Hauses erfahren), welche wissen will, Brandlstein sei ursprünglich ein Jagdschloß des Stiftes Admont gewesen. Das ist freilich nur eine Sage, allein "Sage" gewiss nur, soweit sie das "Jagdschloß" und das "Stift Admont" betrifft. Der Kern der Sage - falls es sich tatsächlich um eine alte Überlieferung handelt! - kann nur die dunkle Erinnerung daran sein, daß dort dereinst auf dem Hügel hinter dem Hause tatsächlich ein "Schloß", also eine Wehranlage bestanden hat!

Heinrich Weigl schreibt in Unsere Heimat 1947/1-3, S.2 daß "das jetzt verschollene „Heimwesen" ... vielleicht (eine)

Siedlung gutsunabhängiger Bauern bezeichnete", mit anderen Worten: Der seit langem verschwundene Name "Heimwesen" für ein Gut scheint anzuzeigen, daß der betreffende Hof einst einem Freibauern, vielleicht einem Manne von niederem Adel, gehörte. Und da wäre wieder an einen Hunt, einen Hundertschaftsführer der ersten deutschen Besiedlung zu denken, (wie wir einem solchen auch im Bodinggraben begegnet sind), der auf dem hausbergartigen Kogel hinter dem heutigen Hause Brandlstein eine Wehranlage, eine Burg erbaut hatte. So könnte auch die alte Bezeichnung "Heimwesen" für den Hof Brandlstein als Stütze für obige Vermutung dienen.

Aber noch eines: Tief unterhalb von Brandlstein lag im Saggraben das heute fast verschwundene Haus Gnadenberg Nr. 4, "Gärten" (auch als Garten, Görten, Görsten angeführt), und höher als Brandlstein und südlicher gelegen steht noch der Hof Gärtenberg Nr. 1 mit Namen "Gärtenberg", der seinen Namen von dem Berge erhalten, an dessen Fuße er gelegen ist, und diesen Namen auch der ganzen Rotte geliehen hat. Der Namen wird auch Görtenberg, Gerstenberg, ja sogar Kerschenberg geschrieben.

Nach dem Topogr. von N.Ö. leitet sich der Name Gärten-Gärtenberg von einem Walde mit Namen "Garten" her. Heinrich Weigl hinwiederum meint a.o.O.: "Noch älter scheint der Name Görten und Görtenberg bei Scheibbs zu sein, denn er gehört wahrscheinlich zu romanisch cortina "Hof"...". Und in Unsere Heimat 1951/3-4, S. 54 schreibt er sogar: ".... der bisher einzige sicher romanische Ortsname Niederösterreichs ....., nämlich Görten (aus Cortina)...."

Nun, das "Görten" kommt wohl weder "wahrscheinlich" und schon gar nicht "sicher" von cortina und auch nicht von einem Walde mit Namen "Garten". Im Bodinggraben, nahe der Pointmühle, steht ein Bildstock mit einem Bilde, das den Brand des Hofes Zwern im Jahre 1864 darstellt. Auf diesem Bilde wurde damals der Hof Zwern als "in Giatnbergdorf" gelegen angeführt. (Bei der Renovierung des Bildes 1964 wurde das "Giatnbergdorf" in "Görtenbergdorf" umgeändert!) Die Leute sagen heute noch Giatn-Giatnberg und Giaschtn-Giaschtnberg. Giatn-Giaschtn ist aber der"Gürtel".- Es ist ja heute unmöglich, festzustellen, ob die Namen seit jeher als Giaschtn(berg)- Giatn(berg) ausgesprochen wurden und ob die ursprüngliche Bedeutung des Namens tatsächlich "Gürtel" ist. Sollte dies aber zutreffen, dann könnte dieser "Gürtel" allenfalls eine wehrhafte Umgürtung, Umzäunung gewesen sein, die wiederum mit der vermuteten Wehranlage beim Hofe Brandlstein in Verbindung gestanden sein könnte. - Verfasser ist sich der Gewagtheit seiner Schlußfolgerungen voll bewußt, glaubte aber doch, auch diese Frage zur Diskussion stellen zu sollen.

3. Klein-Stein und Pölten-Oedt.

Der dritte Weg auf den Schlagerboden führt vom Kniebichl aus durch den Ortgraben. Ortgraben = Grenzgraben! Der Graben muß daher dereinst eine Zeitlang eine Grenze gebildet haben. Und diese Grenze scheint sogar durch zwei Wehranlagen gesichert gewesen zu sein.

Wandert man im Ortgraben etwa 40 Minuten aufwärts, trifft man auf den Bauernhof Gruft Nr. 29, der dort linker Hand über dem Bache liegt. Sein Name "Klein-Stein", der ursprünglich wohl "Unter dem Stein" lautete, weist auf einen "Stein", d.i. eine Burg über ihm hin.

Fortsetzung folgt.

Klimatisch bedingte faunistische Veränderungen im Bezirk Scheibbs

(Franz Ressl, Purgstall)

Fortsetzung von Seite 56

Auch unter den Insekten gab es bis ins vorige Jahrhundert im Bez. Scheibbs noch Relikte aus der wärmeren pannonischen Klimawelle. Obwohl konkrete Aussagen deswegen nicht gemacht werden können, weil die Entomologen früherer Jahre zumeist nur Sammler und keine Faunisten waren, ihre Angaben und Funde demnach sehr mangelhafte Aufschlüsse geben, so sollen doch einige ziemlich sichere Nachweise angeführt werden. So enthält eine Sammlung, die F.X.Seidl erwarb (jetzt in der Schulsammlung Purgstall) und die von Hofreiter in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorwiegend im Raume Lackenhof a.Ö. zusammengetragen wurde, einige Arten, die zwar heute bei uns fehlen, damals aber durchaus noch vorgekommen sein können. Charakteristisch dafür sind die beiden Grasbockarten Dorcadion aethiops SCOP. und D.pedestre PODA, die im südlichen Mitteleuropa beheimatet, früher auch bei uns vertreten waren. Beide Arten werden nämlich nach Koller (1961) von Dalla Torre (1879) auch für Oberösterreich genannt. Eine weitere Art ist Ascalaphus macaronius SCOP, (Schmetterlingshaft), die von Hofreiter in Lackenhof gefunden, trotz intensiver Neuropterenaufsammlungen in letzter Zeit bei uns nicht mehr aufgefunden werden konnte. Daß aber die Art im Voralpenland geeignete Lebensbedingungen vorfindet, beweisen die von Kusdas (1967) gemeldeten Fänge in Ternberg (O.Ö.) über die Lebensraumeinengung dieser Art schreibt ja Aspöck (1964) treffend: "Asc. macaronius ist über Südost - und Osteuropa bis Persien verbreitet und stellt ein östlich kontinentales Faunenelement dar, dessen Grenzareal in Mitteleuropa in Reliktvorkommen einer ehemals weiteren Verbreitung aufgesplittert ist."
Wie schon erwähnt, waren viele frühere Entomologen nur Sammler denen es nicht darauf ankam, die Insektenfauna ihres Gebietes zu erfassen, sondern trachteten, durch Tausch, Ankauf usw. auch "ausländisches" Material in ihre Sammlungen zu bekommen. Eine solche "Allerweltssammlung" muß auch Schleicher verwendet haben, als er die Faunenliste im Ötscherbuch zusammenstellte. Weil aber im Ötscherbuch neben allgemein verbreiteten Arten auch solche aufscheinen, deren Vorkommen im Bez. Scheibbs nicht nur anzuzweifeln, sondern auch unwahrscheinlich ist, erweisen sich Schleicher's Angaben, als völlig unbrauchbar. So führt er, um nur ein Beispiel zu nennen, die südrussische Käferart Anisoplia arvicola F. fürs Ötschergebiet an, obwohl diese Art in Mitteleuropa nocht nie festgestellt werden konnte.

Bei den von Hofreiter gesammelten, hier als Paradebeispiele genannten Insekten handelt es sich um wärmeliebende Arten (Steppenbewohner), die sich im Boden entwickeln und eine mehr südöstliche Verbreitung aufweisen. Jene Vertreter dürften mit dem vor 1600 erfolgten Vordringen des wärmeren Klimastromes aus dem Osten in ihrer Entfaltung und Ausbreitung günstig beeinflußt worden sein, um dann, als dieser rückläufig wurde, wieder langsam zurückzuweichen, ja sogar aus manchen Gegenden völlig zu verschwinden. Bei uns haben sie das Ende der kühleren Klimawelle nicht überdauert, sondern sind kurz vorher "ausgestorben".

Sind die oben genannten wärmeliebenden Vogelarten (Waldrapp und Steinrötel) bereits zu Beginn der rückläufigen Klimawelle und die widerstandsfähigen Insekten (Schmetterlingshaft und Grasböcke) erst zu Ende derselben aus unserem Gebiet verschwunden, so wirken sich in gleicher Weise die während der ab 1600 bis etwa 1900 herrschenden kühleren Klimawelle vollzogenen Veränderungen erst jetzt aus, d.h. sie werden erst in jüngster Zeit

registriert. Treffend dafür ist die Grüne Mosaikjungfer (Aeschna viridis Eversmann). Diese sibirisch-nordeuropäisch verbreitete Libelle konnte ich am 7.9.1965 in Purgstall erstmals für Österreich nachweisen. 1968 meldete sie Devai aus Nordostungarn. Die Art, deren südlichster Verbreitungspunkt in Halle a.d.Sale (51°30') lag, hat ihren Lebensraum um einige Breitengrade nach Süden erweitert. So liegt der nordostungarische Fundpunkt (Saros Pátak) auf 48°18' und Purgstall als derzeit südlichster Fundpunkt auf 48°2'.
Die Ausbreitung jener Großlibelle in südlicher Richtung erweckt den Eindruck, daß sie, da auch der mitteldeutsche Fund noch verhältnismäßig jung ist, ihren Lebensraum erst in diesem Jahrhundert ausweitet . Weil aber in früheren Jahren den Libellen weitaus weniger Beachtung geschenkt wurde als heute, dürfte das sukzessive Vordringen der eher trägen als lebhaften Art übersehen worden sein. Höchstwahrscheinlich hat sie schon während der kühleren Klimawelle unseren Raum sporadisch besiedelt und dürfte entsprechend ihrer außergewöhnlichen Seltenheit bereits wieder im Rückgang sein.

Mit der sibirischen Mosaikjungfer (Aeschna viridis EVERSM. und der in der Heimatkundl. Beilage Nr. 1/1968 gemeldeten afrikanischen Schabrackenlibelle (Hemianax ephippiger BURM.) treffen in unserem Bezirk nicht nur zwei Vertreter verschiedener Klimazonen, sondern historisch - klimawellenbedingte "Artablöser" zusammen.

Parallellaufend mit dem nach Werneck ab 1900 neuerlichen Vordringen einer wärmeren Klimawelle, wandern abermals wamreliebende Arten in unseren Raum ein. Wie unterschiedlich und wechselhaft sich die Neuzuwanderungen vollziehen, sollen die folgenden Beispiele zeigen.

Wie schon erwähnt, reagieren Vögel auf einsetzende Klimawellen viel rascher als Insekten. Da aber gerade in Übergangszeiten, die sich über Jahrzehnte hinziehen können, gebietsweise stärkere Temperaturschwankungen zu verzeichnen sind, müssen empfindlichere Arten ihre Ausbreitung mit verlustreichen Rückschlägen hinnehmen. So forderte der in der 2. Novemberhälfte 1962 plötzlich und mit aller Strenge hereingebrochene Winter unter den aus dem Süden vordringenden hellbäuchigen Schleiereulen (Tyto alba alba SCOP.) seine Opfer. Ich habe darüber in Egretta (1963) und in der Heimatkundl. Beilage Nr. 11 und 12/1965 berichtet. Zu meinem letztgenannten Beitrag über die Eulen des Bezirkes Scheibbs sei ergänzend vermerkt, daß laut fachkundiger Beobachtungen der Raufußkauz (Aegolius funereus L.) seit etwa 1955 im Lunzer Gebiet häufig ist (wird weder im Ötscherbuch, 1895, noch von Kühnelt, 1948 und von mir, 1965 und 1967 genannt.)

Eine enorme Ausbreitung in diesem Jahrhundert, also zu Beginn der wärmeren Klimawelle, ist bei der Türkentaube (Streptopelia decaocto FRIV.) zu verzeichnen. Dieser von Asien über Südosteuropa anfangs nur zögernd vordringende Expansionsvogel erreichte schon vor 1940 Österreich; der erste Brutnachweis konnte aber erst 1943 verzeichnet werden. Im Bez. Scheibbs beobachtete ich die Türkentaube erstmals am 28. April 1951 (Purgstall) und seither ist sie über fast ganz Mittel- und Westeuropa verbreitet. Heute in Park- und Gartenanlagen unserer Ansiedlungen eine allbekannte und vertraute Erscheinung, wissen nur wenige, daß die Türkentaube vor 20 Jahren in unserem Bezirk noch unbekannt war. Noch weitaus weniger bekannt ist das sehr zögernde Vordringen des Blutspechtes (Dendrocopus syriacus) in Österreich, worüber in der Heimatkundl. Beilage Nr. 6/1968 ausführlich berichtet wurde.

Fortsetzung folgt.

H E I M A T K U N D L I C H E

B E I L A G E

ZUM AMTSBLATT DER BEZIRKSHAUPTMANNSCHAFT SCHEIBBS

Nr. 11 November 1970 6.Jhrg.

Beobachtung über Schmetterlingswanderungen.

(Franz Jungwirth, Scheibbs)

Während im Frühjahr des Jahres 1970, wahrscheinlich infolge des langandauernden Winterwetters von mir keine Schmetterlingswanderungen festgestellt werden konnten, war der Frühjahrszug im Jahre 1969, besonders für die Art Vanessa cardui L. (Distelfalter) bemerkenswert. Es gelang mir, folgende Beobachtungen zu machen:

Vanessa cardui L. ein Falter der bei uns zwar regelmäßig, infolge des rauhen Voralpenklimas in den meisten Jahren aber nur vereinzelt anzutreffen ist, flog bei der Frühjahrswanderung 1969 in unser Gebiet massenhaft ein, bzw. überquerte es. Die Hauptwanderung fiel in die erste Aprilhälfte.

11. April: Blaßenstein bei Scheibbs in 800 m Seehöhe, Mittags an einem sonnigen Tag, massenhaftes Einfliegen aus südöstlicher Richtung auf die Steinplatten des Hochplateaus und in die steilabfallenden Kalksteinwände unterhalb der Warte. Ständiger Zuzug neuer Falter und langsames (sich einige Tage hinziehendes) Abwandern in westlicher Richtung.

15. April: Hochberneck bei St.Anton a.d.Jeßnitz, Vormittags bei sonnigem Wetter in ca. 1000 m Seehöhe, Einflug der Falter in laufenden Wellen aus südlicher Richtung (Ötscher). Verweilen auf der weiträumigen Hochfläche und den umliegenden Kahlschlägen, keine Intensität für Weiterwanderung zeigend. Es wurden jedoch Ende April in diesem Gebiet nur mehr ganz wenige Exemplare gefunden, sodaß Abwanderung stattgefunden haben muß. Die eingeflogenen Falter zeigten frische Farben und waren wenig abgeflogen, überwiegend aber von unterdurchschnittlicher Größe.

16. April: Hochkar bei Göstling, Nachmittags bei etwas windigem aber heiterem Wetter in etwa 1.600 m Seehöhe, laufend Einzeleinflug von Faltern über den Südgrat, die schnell über die Hochfläche in nordöstlicher Richtung abstreichen. Der Flug dauerte laut Berichten der Bedienungsmannschaft des Sesselliftes seit Tagen an und ist den Männern durch die andauernde Regelmäßigkeit bereits aufgefallen.

Einige Exemplare des Diestelfalters wurden bis in den Herbst hinein, an den verschiedensten Stellen immer wieder aufgefunden. Im Jahre 1970 konnte ich Anfang Juni nur eine Beobachtung auf dem Hochberneck machen.

Brintèsia circe F. (Schattenkönigin).

Dieser Falter, welcher bei uns ebenfalls als selten bezeichnet werden muß, trat im August 1969, als der häufigste Falter in den Straucheichenbeständen am Nordhang des Blaßensteines auf. Ein weiteres Vorkommen wurde zur selben Zeit in ähnlicher Häufigkeit am Nordwesthang des Zürners (Scheiblau-Alm) festgestellt.

Nymphalis polychloros L. (Großer Fuchs).

Dieser schöne Tagfalter zählt wohl zu den seltensten unseres Gebietes und er fehlt in manchen Jahren fast ganz. Auch dieser Schmetterling konnte im April 1969 des öfteren festgestellt werden. Über diesen Falter konnten meine Frau und ich an einem sonnigen Mittag, Anfang April folgende Beobachtung machen:

An der Westböschung des Bahndammes bei Scheibbs, befand sich ein Weibchen von Nymphalis p.(Großer Fuchs) in Kopula mit einem Männchen der Art Aglais urticae.L. (Kleiner Fuchs). Das Verhalten beider Arten war der Situation entsprechend typisch und unterschied sich in keiner Weise von der Paarung gleichartiger Falter. Es kann angenommen werden, daß durch die Seltenheit von Nymphalis p. das kopulationsfreudige Weibchen keinen Partner gleicher Art fand und daher einen Falter der Art Aglais u. annahm. Hier wäre interessant festzustellen, ob ähnliche Beobachtungen bereits gemacht wurden. Der kleine Fuchs kann zu unseren häufigsten Tagfaltern gezählt werden und er erfreut sich besonders im Frühjahr nach der Schneeschmelze durch seine leuchtenden Farben.

Ein weiterer Hufeisenfund aus dem 15.-16.Jh. in S c h a u b o d e n

(Franz Ressl, Purgstall)

Ein der Form nach altes deutsches Hufeisen mit breitem Zehenteil und Zehengriff, sowie breiten schwach verjüngten Schenkeln mit zu Stollen umgebogenen Schenkelenden ergrub 1968 der Postbeamte F. Schrittwieser in Schauboden. Das verhältnismäßig große (12 x 12.7 cm), von einer dicken Rostschicht umgebene Eisen lag in etwa 1 m Tiefe im feuchten bis nassen (anmoorigen) Lehmboden der Schaubachniederung (etwa 30 m links des Bachbettes). Soweit ersichtlich(die Rostschicht wurde noch nicht entfernt), liegen die beiderseits 3 Nagellöcher dicht beisammen. Das Hufeisen ist demnach als Übergangsform der beiden in der Heimatkundl. Beilage Nr. 8/1970, Seite 47 (letzter Absatz) beschriebenen Grundformen (Hufeisen von der Schaubachbrücke und Hufeisen von der Erlaf bei der Hochrieß) anzusehen und kann ins 15.-16. Jahrhundert gestellt werden.

In Anbetracht der in unmittelbarer Umgebung dieses Hufeisens schon früher gefundenen Eisen, ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß bei den Meierhofhäusern im späten Mittelalter eine tiefe Furt bestanden hat.

Die Wehr- und Schloßbauten des Bez.Scheibbs

(Alois M.Wolfram, Scheibbs)

Fortsetzung von Nr. 10

Schon vor zehn Jahren, im September 1960, berichtete der Besitzer dem Verfasser, daß etwa 300 m über (nördlich) seinem Hofe sich ein runder Kogel befinde und über diesem ein Feld, auf welchem beim Ackern immer wieder Ziegelbrocken und Häferlscherben zu Tage kämen; dort müsse "etwas" gestanden sein! Aber erst am 25.6.70 konnte Verfasser den Kogel aufsuchen. Die Bäuerin, Frau Marie Riedl, war so freundlich, ihn trotz der dringenden Heuarbeiten unaufgefordert mehrere hundert Meter durch den Wald zum fraglichen Kogel hinaufzuführen, eine derart steinige und steile Leiten hinan, daß sie vielfach nur auf allen Vieren zu erklimmen war. Bevor man die Höhe gewinnt, gelangt man vorerst zu einem kleineren länglichen Kogel mit einem runden Böndl (Plateau) von nur 2 -3 m Durchmesser. Auf ihn folgt eine Senke, die an einen künstlichen Halsgraben erinnert. Und sofort steigt ein größerer länglicher Kogel an, der oben ein rundes Plateau von 5 - 6 m Durchmesser aufweist. Dieser Kogel fällt nun im Norden zu dem erwähnten Feld (1970 eine Wiese) ab und erst nach dieser steigt das Gelände wieder etwas an. Am südlichen Fuße des kleineren Kogels steht eine auffällige Fichte, von der zwei beinahe schenkeldicke Wurzeln weit über den Boden emporragen und zusammen einen fast runden Bogen bilden. Unter diesem Bogen kann man wie durch einen Torbogen in einen Schacht mit senkrechten Wänden von etwa 2 m Höhe und Breite einsteigen, von dem schwer zu sagen ist, ob er natürlich entstanden oder von Menschenhand aus dem Felsen gearbeitet wurde. In einer Ecke des Schachtes aber sieht man den Einschluf in eine Höhle, die sich, schief abfallend, ziemlich tief in den Berg erstrecken dürfte. Jedenfalls hörte Verfasser einen hineingeworfenen Stein sekundenlang "hinabhöllern".

Wenn nun der erwähnte größere Kogel auch keine eindeutigen Spuren einer Wehranlage aufweist, so ist doch im Zusammenhang mit dem Namen "Unter dem Stein" des Hofes Gruft Nr. 29 kaum daran zu zweifeln, daß auf ihm sich eine Wehranlage befunden hat. Jedenfalls scheint sein Plateau nicht natürlich entstanden zu sein. Der kleinere Kogel aber könnte ein Vorwerk getragen haben. Auf dem Felde aber, auf welchem der Besitzer immer wieder Ziegelbrocken und Häferlscherben ausackert, könnte der Wirtschaftshof der Burg gelegen gewesen sein. Es scheint aber auch die erwähnte Höhle am Fuße des kleineren Kogels mit der vermuteten Wehranlage in Zusammenhang gestanden zu sein. Sie mag die ursprüngliche "Burg", der erste Bergungsort, gewesen sein, wie wir dies wiederholt bei alten Wehranlagen, zuletzt bei der auf dem Hackstock vermuteten Burg, angenommen haben.

Der Hof Stein, Gruft Nr. 29, mag deshalb K l e i n - stein genannt worden sein, um ihn von dem nicht allzuferne gelegenen Hof Wohlfahrtschlag Nr. 13, "Stein" zu unterscheiden. Wahrscheinlicher aber ist es, daß der angenommene verschwundene Wirtschaftshof der Burg ebenfalls "Stein", "Beim Stein", oder vielleicht Ober- oder Groß-Stein geheissen hatte.

Noch konnten (aus Zeitmangel!) hinsichtlich dieser "Burg" die Erhebungen nicht abgeschlossen werden. Es konnte daher Verfasser bis nun keine Sagen aufzeichnen, die aber, falls wirklich eine Wehranlage bestanden, um Kogel und Höhle gerankt haben müssen! .....

An seinem oberen Ende liegt im Ortgraben der Hof Wohlfahrtschlag Nr. 17 mit Namen Pöltened = Pöltenoedt, meist einfach

"Oedt" genannt, d.i. also "auf oder bei der"Oede", mit anderen Worten: Der Hof wurde dereinst auf oder neben einem abgeödeten Bauwerk errichtet. Das kann aber nicht eine abgeödete hölzerne Bauernkeuschen, sondern muß ein bedeutsamer Steinbau gewesen sein, daß nach ihm ein Hof "bei der Oede " bei der Ruine" benannt werden konnte!

Hinter dem Hofe erhebt sich nun ein kleiner Kegel von so auffälliger Gestalt, daß man bei seinem Anblick unwillkürlich an einen "Schloßkegel" denken muß. Nimmt man den Namen des Hofes "bei der Öde" hinzu, dann ist die Vermutung nicht unberechtigt, daß hier tatsächlich eine Wehranlage bestanden hat, auch wenn heute eindeutige Spuren einer solchen nicht mehr vorhanden sind. Ob der Name "Pölten" (Pölten allein heißt auch der Hof Wohlfahrtschlag Nr. 12) den Namen der alten Wehranlage festhält?

Auf eine alte Wehranlage scheint auch die Sage vom "Pöltenschimmel" hinzuweisen. Dieser soll, wie mehrere Gewährsleute dem Verfasser versichert haben, auf dem Wege zwischen dem Pöltenkogel und dem Hofe Grübl, Gruft Nr. 25, und zwar genau "zwischen den zwei Hagtoren" dieses Weges gelaufen sein. "Der Schimmel hat das Tor vor den Leuten auf und dann wieder zugemacht. Es trauen sich heute noch viele dort nicht in der Nacht zu gehen", so ein Gewährsmann im Jahre 1967! Diese Geister-Schimmel sind immer auf alten Wegen gelaufen, vielfach aber auf Wegen, die zu alten Wehranlagen hingeführt haben - wie wir schon wiederholt gesehen haben! So scheint, wie gesagt, auch die Sage vom Pöltenschimmel auf eine Wehranlage dort in der Nähe hinzuweisen.

Der Hof Wohlfahrtschlag Nr. 13 heißt, wie oben erwähnt, "Stein", also "bei dem Stein = bei der Burg!" Ob unter diesem "Stein", dieser Burg, die beim Hofe Pöltenödt vermutete oder wieder eine andere gemeint war, ist vorderhand noch dunkel.

4. Weitstein.

Der Hof Gruft Nr. 8 führt heute den Namen "Draußerer Hofbauer", in der Scheibbser Pfarrbeschreibung von 1632 wird er "Görtenhof" genannt. Ein Hofbauer lag gewöhnlich in der Nähe einer Burg. Wo aber ist diese im gegenständlichen Falle zu suchen? - Auf diese anzunehmende Burg scheint auch der Name des Hofes Gruft Nr. 12, "Weitstein", hinzuweisen: denn"Stein" bedeutet (meist) "Burg!" Im Grundbuche wird der Hof Ulrikstein genannt und die erwähnte Pfarrbeschreibung führt eine ganze Reihe von Namen an: "Weyretzstain, heißt auch Eyretzstain, Hoigelzstain, Weickhstain, Weickherstain". (Einer dieser Namen oder ein ähnlich klingender mag der vermuteten Burg geeignet haben).

Auf eine Burg könnte auch der Name des Hofes Gruft Nr.10 hindeuten. Dieser Hof heißt im Volksmunde "Hosned", im Grundbuche Hasenödt, wie er schon in der Scheibbser Pfarrbeschreibung genannt wurde: "Hasenöd ob der Gruft, heißt auch Oed". - Oed aber ist gleich: Bei der Oede, d.h. bei einer abgeödeten Anlage! (Ob der Name "Hasen"öd mit unserem Feldhasen etwas zu tun hat? - Würde der Name vulgo nicht "hosn"ed, also mit "o" ausgesprochen, könnte man an ein "hasn"öd, d.i. "nahe bei der "Oede" denken; denn "hasn" mit reinem "a" ausgesprochen bedeutet in unserer Mundart soviel wie "fast, beinahe, nahe bei"!) Schließlich könnte auch der Name des Hofes Gruft Nr. 9, Kranawitlehen, vulgo Lechabauer, auf eine Burg hinweisen; denn "Lehen"höfe finden sich häufig in der Nähe abgekommener Burgen als Nachfolger aufgeteilter Wirtschafts- oder Meierhöfe!

Fortsetzung folgt.

Klimatisch bedingte faunistische Veränderungen im Bezirk Scheibbs

(Franz Ressl, Purgstall)

Fortsetzung von Nr. 10

Unter den Insekten ist lediglich ein Käfer zu nennen, der sich neuerlich auszubreiten scheint (wie nämlich schon erwähnt, ist eine Lebensraumveränderung bei Insekten im Anfangsstadium einer Klimawelle schwierig zu beurteilen). Es ist Mylabris polymorpha PALL., der in Österreich ein Tier der Wärmegebiete darstellt und vor meinem Erstfund im Bez. Scheibbs (Purgstall) am 15.7.1963 hier nicht zu erwarten war (die bisherige Westgrenze in Niederösterreich verlief von Hadersdorf am Kamp - Wachau - Lilienfeld.

Man könnte hier noch eine ganze Reihe von Tierarten anführen, doch sind ihre Ausbreitungs- bzw. Rückzugsstadien (Verbreitungsmodis) so verwischt, daß ein verzeitiges Urteil nur Unklarheit schaffen würde.

Literatur:

ASPÖCK, H.u.U.(1964): Synopsis des Systematik, Ökologie und Biogeographie der Neuropteren Mitteleuropas im Spiegel der Neuropteren-Fauna von Linz und Oberösterreich, sowie Bestimmungs-Schlüssel der mitteleuropäischen Neuropteren." Naturkundl. Jahrb. der Stadt Linz, 127-282

BAUER, K. (1954):"Der Blutspecht in Niederösterreich." Unsere Heimat, Nr. 11-12, 212-215

BECKER, M.A. (1859):" Der Ötscher und sein Gebiet."

DEVAI, G.(1968): " Die Libellen - (Odonata-) Fauna der toten Flußarme der Bodrag bei Sárospatak." Acta Biologica Debrecina, VII, 23-32

KOLLER, F. (1961):"Die Bockkäfer (Cerambycidae) Oberösterreichs mit besonderer Berücksichtigung des Großraumes von Linz" Naturkundl.Jahrb.der Stadt Linz, 235-276

KUHNELT, W. (1948):"Die Landtierwelt, mit besonderer Berücksichtigung des Lunzer Gebietes." In STEPAN, E.:Das Ybbstal, I.Bd. 90-154

KUSDAS, K.(1967):"Wissenschaftlicher Erfolgsbericht für Oberösterreich 1966". Entomolog.Nachrbl.(Wien) 14:11-16

RESSL,F.(1962):"Die Spechte des Purgstaller Gebietes." Egretta, Heft 1,7-10

RESSL,F.(1963):"Invasion von Tyto alba alba in Niederösterreich". Egretta, Heft 1, 3-4

RESSL,F.(1963):"Zur Verbreitung und Ökologie der Streptopelia-Arten in Niederösterreich," Egretta, Heft 1, 9-11

RESSL,F.(1965):"Bemerkenswertes über die Türkentaube." St.Hubertus, Nr. 12, 188-191

RESSL,F.(1967):"Ist tatsächlich eine Zunahme von Käuzen und Eulen festzustellen?" St.Hubertus, Nr. 3,5-6

RESSL,F.(1967):" Anthropogene und klimatische Einflüsse auf die Tierwelt und ihre Auswirkungen." Entomolog.Nachrbl.(Wien), Nr.3,29-35

RESSL,F.(1968):"Ausgestorbene bzw. aussterbende Insektenarten im Bez.Scheibbs (N.Ö.)". Zeitschr. der Arbeitsgemeinschaft österr. Entomologen, Nr.1-3,25-29

RESSL,F.(1970):"Können Höhlen-Schneckenhausfunde zur altersmäßigen Aufklärung junger geolog.Bildungen beitragen?" Die Höhle, Heft 2, 107-109

SCHLEICHER,W.(1859):"Die Thiere im Ötschergebiet". In BECKER,M.A.: Der Ötscher und sein Gebiet, 213-262

WERNECK,H.L.(1953):"Die naturgesetzlichen Grundlagen des Pflanzen und Waldbaues in Niederösterreich." Verein für Landeskunde von Niederösterreich und Wien

Zur Pichlkapelle in St.Anton a.d.Jeßnitz

(A.M. Wolfram,Scheibbs)

Unterhalb, südlich des Hofes Hollenstein Nr. 6, Pichl, früher "Am großen Bühel" und "Bühel am Schlag" genannt, steht nahe der Strasse zwischen zwei Kastanienbäumen eine Kapelle. Sie ist 250 cm hoch, 160 cm breit und 135 cm tief und birgt u.a. ein auf Blech recht primitiv gemaltes Bild, 70 x 57 cm. Man sieht darauf ein brennendes Haus, darüber schwebend die Hl. Dreifaltigkeit und den hl. Florian, darunter aber die Inschrift:

> "Dieses Haus Bichl am Schlag am 22.März 1832 bey Nacht angezündet wo alles ein Raub der Flammen geworden, woselbst der Hausbesitzer Joh. Schagerl und / eine 6jährige Tochter in dem Feuer ihr Leben einbüßen mußten. Alle Vorübergehenden werden / gbeten um ein Vater Unser und Ave Maria."

Der Brandstifter hieß Anton Dippl. Er wurde am 18.3.1797 nahe dem Hofe Pichl in dem Häusel Hollenstein Nr. 2 geboren. Nachdem er früh seinen Vater verloren, wurde er von einer Großmutter recht mangelhaft bis zu seinem 16.Lebensjahr aufgezogen. Er ist später vom Militär zweimal dessertiert, einmal hat er sich im "Hochgebirge" zwei Jahre lang bei Holzknechten versteckt gehalten. Nach seiner Entlassung vom Militär hat er sich nur mit "Gesindel herumgetrieben" und fast nichts gearbeitet. Am Pfingstsonntag des Jahres 1831 hat er frühmorgens in Fürteben eine Kuh gestohlen und das Haus angezündet. Der Schaden betrug damals 884 fl.W.W., die Kuh hat der Bauer später wieder zurückbekommen.

Am 22.3.1832 hat sich Dippl neuerdings zu einem Viehdiebstahl aufgemacht. Er ist zuerst in einen Hof in der Nähe von Pichl eingedrungen und hat sich auf dem Dachboden im Heu versteckt. Dort hat ihn aber "das Mensch" entdeckt, als es mit der Gabel ins Heu stach. Dippl ist daraufhin geflohen und hat sich im Hofe Pichl eingeschlichen. In der Nacht hat er dann, "obwohl er Geld genug bei sich hatte", also nicht aus Not, zwei Kühe gestohlen. Als er sie schon ein Stück weit weggetrieben hatte, ist er nochmals umgekehrt und hat den Stall "mit einem Feuerschwamm" angezündet, es ist aber das ganze Haus abgebrannt. Der Schaden betrug 5073 fl, der Knecht des Hofes hatte überdies einen Schaden durch Verlust seiner ganzen Habe im Betrage von 199 fl und etl. Kreuzern. Die Brände hat Dippl jeweils deshalb gelegt, daß man den Viehdiebstahl nicht bemerken sondern glauben sollte, die Kühe seien mitverbrannt. Schon hatte er eine Kuh verkauft, als der Käufer bei der zweiten Verdacht schöpfte und die Gendarmerie verständigte. Dies soll auf der Brandeben in Puchenstuben gewesen sein. Dippl wurde bald hernach verhaftet und zum Tode verurteilt. Wegen seiner vielen Untaten, vor allem aber, weil bei dem Brande zwei Menschen das Leben verloren hatten (der Vater ist nochmals ins brennende Haus zurück, um die Tochter zu holen; beide sind aber nicht mehr herausgekommen), hat der Kaiser die Begnadigung abgelehnt und Anton Dippl wurde "nach Empfang der hl. Sterbesakramente" am 21.3.1833, also fast am Tage genau nach seiner letzten Untat, auf der Schinderwiese der Brandstatt (Scheibbs) auf einem Hügel neben dem Hause Brandstatt Nr. 6 gehenkt. Es war dies die letzte Hinrichtung, die in Scheibbs stattgefunden. - Dippl hatte zuletzt in dem Hause Scheibbs Nr. 59 (heute Koren) gewohnt.

(Nach dem Todesurteil und der mündlichen Überlieferung im Hause Pichl).

H E I M A T K U N D L I C H E

B E I L A G E

ZUM AMTSBLATT DER BEZIRKSHAUPTMANNSCHAFT SCHEIBBS

Nr. 12 Dezember 1970 6.Jhrg.

Zur Entstehung der Purgstaller Heide und der Erlafschlucht

(Franz Reßl, Purgstall)

Nicht nur der Sommergast oder der Sportfischer, der die zerklüfteten Gestade der Erlaf bei Purgstall und Schauboden aufsucht, ist von der wildromantischen Schönheit begeistert, sondern auch der Einheimische sieht immer wieder mit Bewunderung den rauschenden Wellen inmitten einer alpin anmutenden Landschaft nach. In die stille Betrachtung drängt sich dann oft die Frage nach der Entstehung dieser Schlucht und der Herkunft jener enormen zu Konglomerat verkitteten Schottermassen.

Eine im Volke kursierende, sehr unbefriedigende und jeglicher Grundlage entbehrende Erklärung geht unzweifelhaft auf die Deutung von C.SCHACHINGER zurück, der in seiner "Geschichte des Marktes Purgstall a.d.Erlauf" (1912) auf Seite 179 schreibt: "Es ist augenscheinlich, daß das Becken von Purgstall in der Vorzeit mit Wasser bedeckt war und einen See bildete." Wollen wir jedoch die Schotter-Herkunftsfrage einer verständlichen Antwort zuführen, müssen wir sehr weit in die Vergangenheit zurückgreifen und dort beginnen, wo sich der letzte Kampf zwischen Festland und Meer abgespielt hat.

Als die Ablagerungen des alten, erdumspannenden Mittelmeeres (Tethis) zu jener Zeit, als der gewaltige architektonische Bau der Alpen entstand, infolge der Einengung nicht nur gefaltet, sondern auch in Form von großen Schubmassen (Decken) übereinandergeschoben wurden, bildete sich im Alpenvorland ein tiefer Graben, der im Mitteltertiär von einem breiten Meeresarm überflutet war. Es war ein echtes "Alpenvorlandmeer", das bei uns im Norden die Granite der Böhmischen Masse (Waldviertel), im Süden die Flyschberge als Ufer hatte. Die Flyschberge selbst reichen auf Ablagerungen in der Oberkreide und im Alttertiär zurück (Flysch ist der Sammelname für fossilarme, der Kreide oder dem Tertiär entstammende Sandsteine und Mergel). Damals lagerten die Ströme des nördlichen Festlandes glimmerreiche Sande in der Flachsee des dünenumgürteten Flyschmeeres ab. Durch Verkittung dieser zum Großteil aus zerriebenen kristallinen Gesteinen bestehenden Sande entstand der fossilarme Flysch-Sandstein, der jetzt die Flysch- oder Sandsteinzone bildet. Das geringe Vorhandensein von Lebensspuren ist dahingehend zu deuten, daß die zum Großteil von der Böhmischen Masse stammenden Sande in der Flachsee abgelagert wurden und somit seichte, dünenhafte Flachufer bildeten, die nur wenigen Lebewesen Daseinsexistenz ermöglichten. Die Seltenheit an bestimmbaren Fossilien ist für den gesamten Flysch bezeichnend, dagegen sind Kohle und fossile Harze in dieser Zone häufig, woraus hervorgeht, daß der Flysch als Küstenbildung angesehen werden kann, der den nördlichen Ausläufern der Kalkvoralpen in ihrer ganzen west-östlichen Lage überschoben und daher diesen als schmaler Saum vorgelagert ist (im Bezirk 4 - 8 km breit); ihr Verlauf in Niederösterreich: Steyr, Seitenstetten, Steinakirchen a.F., Purgstall, Kilb, Wilhelmsburg, Pyhra, Neulengbach, Sieghartskirchen.

Im Raume Purgstall sind die Flyschbildungen am Feichsenbach besonders gut ersichtlich. Seine rechtsseitigen Ufer (vorwiegend die Prallhänge) geben Aufschluß darüber, wie die Küstenlandschaft damals ausgesehen haben mag. Neben blaugrauen, in späterer Zeit durch Druck gefalteten Sandschichten (die Faltung der Alpen war ja damals in vollem Gange), stehen auch hellere Sande mit reichlich eingeschlossenen winzigen Kohlestückchen (Lettenkohle) an (am benachbarten Schlarassingbach kann man sogar bis über 1 cm große Kohlestücke finden). An einem vorgeschobenen Hang des Galsberges, an dem die Wasser des Feichsenbaches besonders stark nagen, ist weiters zu erkennen, daß der durch Erosion - und Witterungseinflüsse brüchige Sandstein eine gelblichbraune Farbe angenommen hat. Im nicht festen Gefüge des Gesteins sind viel härtere, der Verwitterung länger standhaltende, fast kugelige Sandsteine der selben Zusammensetzung eingestreut, was darauf hinweist, daß jene Gesteine viel früher entstanden sind, später aber durch Auswaschung vom bereits festen, z.T. schon gefalteten Gestein losgetrennt wurden und an der Flachküste durch Rollen und Schieben abgerundet, in die jüngeren Sandschichten gelangten.

In der obersten Stufe des Alttertiär, dem Oligozän, als die Hauptphase der alpinen Gebirgsbildung einsetzte, verlief durch den nördlichen Teil des Bezirkes von Ost nach West die Küste des in seinem Aussehen bereits veränderten Oligozänmeeres. Der südliche gebirgige Teil glich damals noch einer Hügellandschaft, die von verschiedenen Laubhölzern (vorwiegend Weiden) und kiefernähnlichen Nadelbäumen bewachsen war wie das aus den Fossilresten der Melettaschichten von Rogatsboden zu ersehen ist. Dieser Mergelschiefer wurde wegen seiner fossilführenden Schichten, die hauptsächlich aus Fischresten der Gattung Meletta (Heringsartige) bestehen, so benannt (sh. dazu auch Heimatkundl . Beilage Nr. 2/1967).

Nachdem der Aufbau des Gebirges nördlich der Donau größtenteils abgetragen war (die heutige Form der Waldviertler Berge veranschaulicht dies), überflutete im Mitteltertiär ein breiter Meeresarm das heutige Alpenvorland, wobei die Küsten des vorher erwähnten Oligozänmeeres beträchtliche Veränderungen erfuhren. Das Meer (entsprechend der Ablagerungen als Molassemeer bezeichnet) erreichte bei seinem stufenweisen Anstieg einen Höchststand von 520 m über dem heutigen Mittelmeer, wobei die Höhe von Maria Taferl noch 70 m unter dem Meeresspiegel lag. Die Erlafniederung von Purgstall lag damals etwa 220 m unter dem Meer und nur die nahen Berge wie Pöllaberg (614 m), Lonitzberg (685 m) und Kerschenberg (723 m) ragten als buchtenreiche Halbinsel daraus hervor. Auf dem Meeresboden wurde der glimmerführende, z.T. mehr tonige, z.T. mehr sandige Mergel abgelagert, wie dies z.T. schon im Oligozän in stillen Buchten geschah (z.B. die litoralen Sedimente von Rogatsboden). Diese grauen Ablagerungen werden als Schlier bezeichnet und bilden den Untergrund für die später angehäuften Schottermassen. Die Mächtigkeit jener Molassemeer-Ablagerungen treten an den Steilhängen der Hochrieß (Türkensturz) deutlich zutage und demonstrieren den Jahrhunderttausende währenden Werdegang der später nicht mehr aufgefalteten Schichten. Sie stammen aus dem Bereich des Haller Schliers, haben ein unterminozänes (burdigales) Alter und sind identisch mit dem Schlier von Amstetten, über den F.BACHMAYER (1951) im Zusammenhang mit den darin aufgefundenen Lebensspuren berichtete. In der Schlier-Steilwand der Hochrieß, die durch die nagenden Wasser der diluvialen Erlaf entstand, sind gleichfalls bestens erhaltene Lebensspuren zu finden, welche diejenigen von Amstetten an Reichhaltigkeit der Formen weit übertreffen (eine anschauliche Kollektion übergab ich schon vor Jahren dem Naturhistorischen Museum in Wien).

Die Wehr- und Schloßbauten im Bez.Scheibbs

(Alois M. Wolfram, Scheibbs)

Fortsetzung von Nr.10).

Eine"Burg" in der Nähe des Hofes Hosned lassen auch einige Sagen vermuten.

Bei der Hosned - meist heißt es: "In der Hosned-Reith" - ist ein Schimmel gelaufen, von dem früher viel erzählt wurde, der aber auch heute noch nicht vergessen ist; denn noch im Jahre 1967 hat ein Gewährsmann dem Verfasser versichert: "Erst unlängst ist von dem Schimmel die Rede gewesen. Es hat dort (um die Hosned) eh alleweil gegeistert."

Wie wir bereits bei vielen Wehranlagen und zuletzt bei den vermuteten Burgen auf dem Hackstock und beim Hof Pöltenöd gesehen, haben sich derartige Geisterschimmel besonders gerne bei alten Wehranlagen herumgetrieben, sodaß also diese Schimmelsagen als Leitsagen zu alten Wehranlagen dienen können. Aber noch viel typischer für eine alte Wehranlage ist die Versicherung, daß "es dort eh alleweil gegeistert hat!"

In den Dreißigerjahren ist in St.Anton/J. viel von einem "Weißen Mandl" geredet worden, das auf der Höhe von Hosned herumgegangen sein soll. Es ist heute nicht mehr feststellbar, wie viele wirklich daran geglaubt haben oder, wie die meisten heute sagen, überzeugt gewesen sind, "daß sich da jemand mit einem Spiegel gespielt hat." Jedenfalls scheint da eine in Entstehung begriffene Sage, wahrscheinlich infolge der Ereignisse ab 1938, wieder zurückgedrängt worden zu sein, bevor sie sich noch richtig entfaltet hatte. Um so merkwürdiger erscheint es daher, daß die angebliche Erscheinung bereits einen allgemein gebrauchten Namen erhalten hatte, nämlich "Weißes Mandl". Dies läßt doch vermuten, daß dieser Namen damals nicht neu erfunden wurde, sondern daß dieses "Weiße Mandl" nur aus dem Unterbewußtsein der Leute wieder aufgetaucht ist. Mit anderen Worten: Damals in den Dreißigerjahren mag irgend eine zufällige Erscheinung die dunkle Erinnerung an eine ehemals in diesem Gebiete beheimatete Sage wieder wachgerufen haben, nämlich die Sage von einem "Weißen Mandl", das dort dereinst herumgegeistert ist. Diese Sage aber mag als weitere Stütze für die Vermutung dienen, daß tatsächlich dort irgendwo eine "Burg" verschwunden ist. Gerade "Weiße" Gestalten, "Weiße Frauen" usw. beleben heute noch ungezählte alte Schlösser und geistern noch immer über alten Burgställen, nachdem die "Burg" selbst schon längst verschwunden ist!!

5. Einsiedelei.

Das Häusel St.Anton/J. Nr. 1 erinnert mit seinem Namen "Einsiedelei" an den Einsiedler, der hier einst gehaust hat.

Die Einsiedelei von St.Anton/J. wurde von der Kartause Gaming gegründet, vielleicht im Jahre 1729, (in welchem Jahre auch die Klause beim Wetterkreuz von Hollenburg errichtet wurde); denn diese Jz.1729[1]) trägt der Stubentram des Hauses Nr. 1. Es dürften die meisten Einsiedeleien unseres Landes in der ersten Hälfte des 18. Jh. entstanden sein; vom Jahre 1712 heißt es nämlich, daß in ganz Unterösterreich nur 8 Eremiten gelebt haben, während bei ihrer Aufhebung Niederösterreich 38 Einsiedeleien zählte (16 in der Wiener- und 22 in der St. Pöltner-Diözese).

Erster Einsiedler von St.Anton/J. scheint jener Fr.Johann Paulus Krieg(n)er gewesen zu sein, der später die Klause von Maria-Dreieichen bezogen hat, in welcher er 1750 im Alter von 56 Jahren verstorben ist, nachdem er 25 Jahre das Eremitenkleid getragen hatte. Er muß zu den angesehensten Klausnern gezählt haben,weil

er zweimal für drei Jahre zu einem der beiden Discreten Niederösterreichs (eine Art Beirat des "Altvaters, des Vorstandes) gewählt wurde.

Sein Nachfolger in St.Anton/J. dürfte Fr.Leopoldus Fuchsjäger gewesen sein. Dieser, "ein Bauer aus Österreich" (wohl N.Ö.) wurde 1698 geboren, wurde 1746 eingekleidet und hat 1747 die Profess abgelegt. Sein Lebensunterhalt war z.T. durch Deputate der Kartause gesichert; was fehlte, verdiente er sich durch Tischlerarbeiten hinzu. Um das Jahr 1753 nahm er einen Novizen, Fr.Augustinus Haydter, geb. 1718, "gewesten Wirtschaftsbeamten aus Österreich", bei sich auf, welcher nach 1757 in die Einsiedelei bei der Kartause Gaming kam und 1766 zum "Altvater" (Vorstand) der Eremiten der Diözese Passau gewählt wurde. Drei Jahre später, 1769, wurde er aber wegen eines schweren Verstoßes gegen die Ordensdisziplin - übrigens der einzige Fall dieser Art, der bekannt ist! - abgesetzt und er übersiedelte in die Klause von Feldsberg, wo er 1771 verstorben ist.

Fr. Leopoldus Fuchsjäger ist am 14.5.1779 im Alter von 81 Jahren verschieden, nachdem er 33 Jahre lang als Eremit gelebt hatte. Von ihm heißt es im Sterbebuche: "Man konnte von diesen alter Dätl und Tugendvollen Greißen ganz billich sagen, daß er in den Himmel gefahren, indem er auf dem Wagen von Gäming nacher Scheibes gestorben."

Der letzte Einsiedler von St.Anton/J. war Fr. Hieronymus Kayl, der aus Oberösterreich stammte. Er wurde als Eremit beim Wetterkreuz von Hollenburg an der Donau im Jahre 1773 von Räubern so schwer mißhandelt, daß er zeitlebens siech geblieben ist. Unter ihm wurden mit Hofdekret vom 12.1.1782 die Einsiedeleien aufgehoben. Kayl blieb aber weiterhin als Mesner an der 1691 geweihten Filial- und späteren Pfarrkirche von St.Anton/J., welches Amt er wohl auch schon bis dahin neben der Betreuung des 1737 errichteten Kreuzweges ausgeübt hatte. Bei ihm wird ausdrücklich vermerkt, daß die Einsiedelei, also das Häusel Nr. 1, sein Eigentum gewesen, wie es wohl auch schon seinem Vorgänger geeignet hatte. (Siehe: Dr. Anton Kerschbaumer, Die ehemaligen Einsiedler in Niederösterreich, in Bl.d.V.f.Lk.v.N.Ö., 1872, S. 161-168; Dr. Heinrich Güttenberger, Die Einsiedler in Geschichte und Sage, Wien 1928).—

Es wird nun erzählt, daß "einmal" einem Besitzer der Einsiedelei ein "Hiefl" im Erdboden verschwunden ist. Diese Variante der uns schon gut bekannten "Stösselgeschichte", die in irgendeiner Form so ziemlich von jeder alten Wehranlage des Bezirkes erzählt wird und die eine untrügliche Leitsage zu einer Wehranlage darstellt, läßt vermuten, daß auf dem Hügel, auf welchem die Einsiedelei steht, eine kleine Wehranlage, vielleicht eine Wegsperre mit einem Wachtposten, an der Einfallsstrasse von Kirchberg/P. her (auf der 1683 die Türken ins Erlauftal eingefallen sein sollen), bestanden hat. Im Keller unter der Einsiedelei wird heute noch in seiner nordöstlichen Ecke der Einstieg in einen unterirdischen Gang gezeigt, der (als Fluchtweg) zum Hause St.Anton/J. Nr. 5 geführt haben soll. Dieses Haus Nr. 5, das ein Gasthaus gewesen und später das Gemeindeamt beherbergt hat, ursprünglich aber "etwas Besonderes" gewesen sein soll, hat noch einen gotischen Türbogen und auf einem der Rauchfänge die Jz. 1692 und 1761. Der Einstieg in den unterirdischen Gang im Keller der Einsiedelei wird durch einen annähernd runden Stein von etwa 1 m Durchmesser abgeschlossen. Der heute festgemauerte Stein mag ursprünglich ein Drehstein gewesen sein, durch den man den Einstieg öffnen und schließen konnte.

Dieser unterirdische Gang bildet nun eine weitere Stütze für die Annahme, daß auf dem Hügel der Einsiedelei eine Wehranlage bestanden hat. Und es mag der Einsiedler nicht nur Kirche und Kreuzweg zu betreuen gehabt haben, sondern auch als Wächter an das südliche Einfallstor von St.Anton a.d.J. gesetzt worden sein, bzw. nur einen früheren (sozusagen hauptamtlichen) Wächter abgelöst haben, (wobei allerdings anzunehmen ist, daß schon spätestens gegen die Mitte des 18. Jh. die Wegsperre bedeutungslos geworden ist!)

1) Die vollständige Inschrift auf dem Stubentram des Hauses Nr.1 lautet übrigens:

I P K E 1729 M P

Die erste Buchstabengruppe ist vielleicht aufzulösen: Johannes Paulus Krieger Einsiedler. Das M P aber mag die Initialen des Namens des Zimmermannes darstellen, die ja ebenfalls auf den meisten Stubenträmen angebracht wurden!

NÖ. Bildungs- u.Heimatwerk, Bezirksgruppe Scheibbs

(Hubert Reßl)

Ein wertvoller Beitrag zur Heimatkunde wird vom Alfred-Kröner-Verlag, Stuttgart, mit dem kürzlich erschienenen 1. Band der Reihe "Handbuch der historischen Stätten Österreichs", der die Donauländer und das Burgenland umfaßt, geleistet. Der Herausgeber , Univ.Professor Dr. Karl Lechner, stützt sich auf einen namhaften Autorenstab aus Wien, Niederösterreich, Oberösterreich und dem Burgenland. So entstand eine umfassende Landes- u. Ortskunde, die nicht selten auf lokalen Publikationen kleinster kommunaler Bereiche fußt. Im Mitarbeiterverzeichnis sind daher neben den Namen von Wissenschaftlern auch jene von privaten Heimatforschern zu finden.

Das äußerst übersichtlich aufgebaute Nachschlagwerk weist neben dem für die Ortskunde der vier Bundesländer unentbehrlichen Orts- und Personenregister auch 4 Karten, 15 Stadtpläne, 2 Herrscher-Stammtafeln (Babenberger und Habsburger), ein Verzeichnis der Regierungsjahre der ungarischen Könige und Bischofslisten von den in den beschriebenen Bundesländern liegenden Diözesen sowie von Raab und Steinamanger auf. Eine 52 Seiten umfassende Übersicht wichtiger Quellen und Literatur (hauptsächlich aufgegliedert nach Kartographie, Quellenkunde, Landes-, Länder-, Landschafts- und Bezirkskunde, Siedlungsgeschichte, Rechts-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Kirchengeschichte, Sprach- und Literaturgeschichte, Kunstgeschichte, Familiengeschichte, Biographisches, Wappen- und Siegelkunde, Geldwesen, Volkstum, Volkskunde und Museumswesen) macht das trotz 909 Seiten handlich gebliebene Werk zur wahren Fundgrube für jeden heimatkundlich Interessierten. Als wertvolle Ergänzungen dürfen noch ein Abkürzungsverzeichnis und zwei Seiten Fachausdrücke erwähnt werden, die dem Titel des Werkes - "Handbuch" - Rechnung tragen.

Fortsetzung von Seite 67.

Über den Begriff "Lebensspuren" schreibt PAPP (1951): ... wird für jenen Komplex von Erscheinungen verwendet, die von Lebensäußerungen vorzeitlicher Tiere stammen, in die Gegenwart gelangten und von ihren Urhebern Kenntnis geben, obwohl von diesen in den meisten Fällen keine Reste überliefert sind."

Die Schlierschichten der Hochrieß zeugen aber nicht nur von den enormen Ablagerungen im Miozän, sondern führen uns vor Augen, wie der oben erwähnte tiefe Graben des "Alpenvorlandmeeres" durch die Zuflüsse von Norden und Süden her mit Sand und Schlier allmählich zugeschüttet wurde und langsam verlandete. Im Laufe der Zeit trocknete jenes immer seichter werdende Molassemeer aus und bereits zu Ende des Tertiärs (Pliozän) lag das Alpenvorland trocken. Mächtige Ströme durchfurchten die Flyschlandschaft und ergossen sich - riesige Geröllmassen hinterlassend - aus dem Alpengebiet zum übriggebliebenen Urstrom der Donau. Ihre Gerölle deckten die Flyschberge und z.T. den Schlier des Tertiär-Hügellandes zu. Damals dürfte, da zu dieser Zeit auch die Auffaltung der Alpen abgeschlossen war, die Erlaf in ihren Grundzügen dem heutigen Lauf entsprochen haben. Das Landschaftsbild glich demnach schon dem heutigen.

Am Anfang des Pleistozän, zu Beginn der Quartärformation, setzte eine Klimaverschlechterung (Temperaturerniedrigung um nur wenige Grade im Jahresmittel) ein, die eine ausgedehnte Vergletscherung weiter Teile Europas zur Folge hatte. Von Warmzeiten unterbrochen, trat die Eiszeit, deren Gesamtdauer mit 600.000 bis 1,000.000 Jahren angenommen wird, ihre Herrschaft an. Die Gletscherbildung in den Alpen verursachte riesige Moränenschutt-Anhäufungen, welche die mächtigen Flüsse abtrugen und weit ins Vorland in Form von Schotter, Sand und Schlamm ablagerten. Die Mächtigkeit der Flüsse wird uns durch das breite Schotterband, das sich gerade bei Purgstall zu beiden Seiten der Erlaf hinzieht, deutlich vor Augen geführt. Bei Scheibbs noch über der Schotterdecke fließend, tritt die Erlaf zwischen Gaisberg und Steinfeldberg aus ihrer diluvialen Talsohle in eine ausgedehnte, rund 3 km lange Akkumulationsebene, durchfurcht diese (teils bis zum Grundgebirge ausgenagt) in einer etwa 12 - 15 m tiefen und wild zerklüfteten Erosionsschlucht, um beim Steilabfall der Hochrießer Schlierwand nach einem Linksbogen wieder in das etwas tiefer gelegene, z.T. alluviale Schotterfeld, das den Fluß nun zu beiden Seiten bis zur Donau begleitet, einzuschwenken.

Wie das heutige Schotterfeld der Purgstaller Heide während der 4 Eis- und 3 Zwischeneiszeiten entstanden ist, soll nun an Hand der noch vorhandenen landschaftlichen Zeugen (fluvioglaziale Schotterterrassen) aufzuzeigen versucht werden.

In der 1. Eiszeit (Günz) hatte die Erlaf noch ein weitaus höheres und flacheres Flußbett als heute (frühpleistozäner Lauf, der sich ins Grundgebirge einzunagen begann). An Stelle des heutigen Schotters reichten flache, von präglazialen Schottern mehr oder weniger bedeckte Flysch- und Burdigalhänge an den noch bedeutend breiteren Fluß heran. Die Zeugen aus dieser Zeit sind im Raume Purgstall noch schleierhaft. Ob der Deckenschotter an der Wasserscheide Erlaf-Schaubach zwischen den Höfl-Häusern und dem "Rockerl" präglazialen Ursprungs ist, ob er der 1. (Günz) oder 2. (Mindel)x angehört, kann nur durch genaue und fachkundige Untersuchungen geklärt werden. Die Bildungen jener zwei Eiszeiten sind nämlich sehr verwischt, besonders diejenigen des Mindel-Glazials.

Fortsetzung folgt.

x Eiszeit